

FRANZ KUHN



CHINESISCHE
STAATS
WEISHEIT



LEUCHTERBÜCHER

DER LEUCHTER

WELTANSCHAUUNG UND LEBENSGESTALTUNG.
JAHRBUCH DER SCHULE DER WEISHEIT IN DARM-
STADT. HERAUSGEGEBEN VOM GRAFEN HER-
MANN KEYSERLING. 1920: 377 SEITEN, 1921—1922:
416 SEITEN. IN LEINWAND GEBUNDEN. 1923 IN
VORBEREITUNG

DER WEG ZUR VOLLENDUNG

MITTEILUNGEN DER SCHULE DER WEISHEIT IN DARM-
STADT. HERAUSGEGEBEN V. GRAFEN HERMANN
KEYSERLING. JÄHRLICH ZWEI BIS DREI HEFTE

SCHÖPFERISCHE ERKENNTNIS

EINFÜHRUNG IN DIE SCHULE DER WEISHEIT VOM
GRAFEN HERMANN KEYSERLING. 564 SEITEN.
IN LEINWAND GEBUNDEN

DAS REISETAGEBUCH EINES PHILOSOPHEN

VOM GRAFEN HERMANN KEYSERLING. SIE-
BENTE AUFLAGE 1923. ZWEI BÄNDE. 918 SEITEN.
IN LEINWAND ODER HALBLEDER GEBUNDEN

DAS GEFÜGE DER WELT

VERSUCH EINER KRITISCHEN PHILOSOPHIE. VOM
GRAFEN HERMANN KEYSERLING. DRITTE AUF-
LAGE. 412 SEITEN. IN LEINWAND O. HALBLEDER GEB.

UNSTERBLICHKEIT

EINE KRITIK DER BEZIEHUNGEN ZWISCHEN NATUR-
GESCHEHEN UND MENSCHLICHER VORSTELLUNGS-
WELT. VOM GRAFEN HERMANN KEYSERLING.
DRITTE AUFLAGE. 269 SEITEN. IN LEINWAND ODER
HALBLEDER GEBUNDEN

PHILOSOPHIE ALS KUNST

VOM GRAFEN HERMANN KEYSERLING. ZWEITE
AUFLAGE. 288 SEITEN. IN LEINWAND ODER HALB-
LEDER GEBUNDEN

POLITIK — WIRTSCHAFT — WEISHEIT

VOM GRAFEN HERMANN KEYSERLING. 200 SEIT.

GRAF KEYSERLINGS ERKENNTNISWEG ZUM ÜBERSINNLICHEN

DIE ERKENNTNISGRUNDLAGEN DES REISETAGE-
BUCHES EINES PHILOSOPHEN VON PAUL FELD-
KELLER. 192 SEITEN.

GESTALTWANDEL DER GÖTTER

VON LEOPOLD ZIEGLER. DRITTE AUFLAGE.
ZWEI BÄNDE. 930 SEITEN. IN LEINWAND, HALB-
LEDER ODER PERGAMENT GEBUNDEN

DER EWIGE BUDDHO

EINTEMPELSCHRIFTWERK IN VIER UNTERWEISUNGEN
VON LEOPOLD ZIEGLER. 433 SEITEN. IN LEIN-
WAND, HALBLEDER ODER PERGAMENT GEBUNDEN

FLORENTINISCHE INTRODUKTION

ZU EINER PHILOSOPHIE DER ARCHITEKTUR UND
DER BILDENDEN KUNSTE. VON LEOPOLD ZIEG-
LER. 194 SEITEN UND 9 KUNSTBEILAGEN. IN
LEINWAND GEBUNDEN

REICHL'S PHILOSOPHISCHER ALMANACH

Nähere Angaben über die hier angezeigten Bücher und ihre jetzt
gültigen Preise sind zu entnehmen aus

REICHL'S VERLAGSBERICHT

der auf Verlangen kostenlos und portofrei durch den Verlag
geliefert wird.

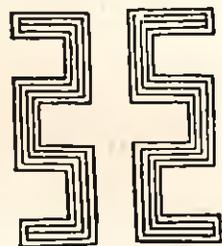
OTTO REICHL VERLAG
DARMSTADT



CHINESISCHE
STAATSWEISHEIT

F R A N Z K U H N

CHINESISCHE
STAATSWEISHEIT



DARMSTADT 1923
OTTO REICHL VERLAG

GEDRUCKT IN DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI
IN LEIPZIG

Möge man, was immer Weises in der Lehre des Westens ist, zur Berichtigung und Ausfüllung der Mängel des Ostens verwenden, aber auch andererseits ein wenig von dem geistigen Gehalt des Ostens nach Europa fließen lassen, um die Übel der modernen westlichen Zivilisation wegzuspülen.

HSÜ SCHI TSCHANG
PRÄSIDENT VON CHINA

PNWH 40



1988. 2891

(64668)

COPYRIGHT 1923 BY OTTO REICHL VERLAG, DARMSTADT

I N H A L T

ZUR EINFÜHRUNG	XII
DER WEG DES HERRSCHERS	1
DIE GROSSEN DREI	
YAO – SCHUN – YÜ	5
TAO	18
DER HEILIGE AUFTRAG	19
WENN DIE HENNE KRÄHT	
MEH HSI – TAN KI – PAO TZE	21
DIE GROSSE LEHRE	69
MAJESTÄT	76
WÜRDE	79
RUHM	84
KRITIK	87
LUXUS	95
DER GROSSE UND DER KLEINE EROBERER	105
AUS DEM TESTAMENT DES KAISERS KANG HSI	111
DER WEG DER REGIERUNG	117
VERANTWORTUNG	119
REGIERUNG OHNE ANSTRENGUNG	120
DIE PRAKTISCHE MITTE	122
KRIEG UND POLITIK	124
STATTHALTER	125
ZENSOREN	127
MINISTER	128
FÜRST UND MANDARIN	130
DER WEISE	135
PÖBEL	141
GEDANKENFREIHEIT	143
REVOLUTION	146
DIKTATUR	149

DER WEG ZUR MACHT	152
MACHT	157
TRADITION	158
GESCHICHTE ALS ERZIEHERIN	161
VOLKSMORAL	164
DER SOZIALE GEDANKE	173
LANDWIRTSCHAFT	178
HEIMAT	182
GLÜCK	183
HARMONIE MIT DEM UNENDLICHEN	184

ZUR EINFÜHRUNG

Bedarf es besonderer Rechtfertigung, von chinesischer Staatsweisheit zu sprechen, in einer Stunde, da das Wort vom „Untergang des Abendlandes“ schlagartig zum Ausdruck einer im Unterbewußtsein der Zeit schlummernden Massenempfindung wurde? Angesichts eines stets erschütternder zutage tretenden Bankerotts westlicher Zivilisation, erscheint es da fernliegend, den Blick nach Osten zu lenken auf jene grandiose Offenbarung praktischer Vernunft und Menschenliebe, deren beispielloser Werbekraft das Unerhörte gelang, ein Viertel der Menschheit ohne sonderlichen Zwang zu einem harmonischen Organismus zu einen und durch die Stürme der Jahrtausende, indes Weltreiche zu Staub sanken, bis auf den heutigen Tag als lebensfähiges Ganze zu erhalten? Erscheint eine Gedankenwelt von so riesiger moralischer Eroberungskraft unwert der Beachtung unseres politisch und sozial tausendfach zerklüfteten Abendlandes?

Zwei gewaltige Erzeugnisse chinesischen Schrifttums, nicht minder groß an Ruf wie an Umfang, bilden die doppelte Quelle, aus der dieses Buch vornehmlich schöpfte. Wer hätte nicht von jener berühmten Enzyklopädie des Kaisers Kang Hsi (1661–1722) gehört, die mit ihren Schränke füllenden 6109 Bänden den Anspruch erheben darf, das größte Buch der Welt genannt zu werden? „Ku kin tu schu chi tschong“ lautet ihr chinesischer Name, d. h. „vollständige Sammlung von Schriften der alten und neuen Zeit“. Unter der Tausendzahl ihrer Bände befinden sich nun zwei des Titels „kün tao“ und „tschi tao“, d. h. „Weg (tao) des Herrschers“

und „Weg der Regierung“. In diesen beiden Abschnitten hat chinesischer Gelehrtenfleiß aus mannigfachen geschichtlichen und philosophischen Quellen ein Material zusammengetragen, das so etwas wie eine Art Quintessenz chinesischer Staatsweisheit darstellt. Ohne trockenes Schema essayartig, in zwangloser allenfalls historischer Reihenfolge gruppiert, kommen da gewichtige Stimmen großer Regenten, Politiker und Denker aller Zeiten zu Worte über das Thema „Staatskunst“.

Daneben bot eine nicht minder ergiebige Fundgrube ein unter dem Namen „Tung kiän kang mu“, d. h. „Spiegel zur Gesamtübersicht der Geschichte“ bekanntes, einundneunzigbändiges, amtliches Geschichtskompodium, das in der chinesischen Literatur gleichfalls hohes Ansehen genießt. Nach dem Vorbild der „Frühlings- und Herbst-Annalen“ des Konfuzius angelegt und seit Generationen von staatlich beauftragten Gelehrtenkommissionen fortgeführt, ist dieses Werk, das im Jahre 1707 unter Kaiser Kang Hsi seinen vorläufigen Abschluß fand, besonders geeignet, dem Westen die Eigenart der chinesischen Psyche zu erschließen. Geschichtsschreibung bedeutet in China bekanntlich nicht lediglich pragmatisches Registrieren von Tatsachen, ihr Zweck ist nicht bloß Befriedigung von Neugierde, vielmehr will sie, von hoher moralischer Warte aus in unbestechlicher Unparteilichkeit geschrieben, der Beeinflussung jeweiliger Machthaber grundsätzlich entzogen, lobende und tadelnde Kritik gleichmäßig austeilend, bewußt Erziehungsarbeit leisten. Geschichte als Erzieherin! Ihre Aufzeichnungen sollen

in Nächten staatlichen Verfalls als leuchtende Fanale der Vernunft irrenden Geschlechtern die Bahn (tao) weisen. Diese moralkritische Methode zum ersten Male in seinen „Frühlings- und Herbst-Annalen“ angewendet zu haben: wird ja Konfuzius als unsterbliches Verdienst angerechnet und um deswillen sein Annalenwerk unter die „fünf heiligen Bücher“ eingereiht. Das „tung kiän kang mu“ nun sollte nach der Idee seiner Hauptschöpfer, der großen Sung-Gelehrten Se Ma Kwang und Tschu Hsi (11. und 12. Jahrhundert n. Chr.), ein Frühlings- und Herbst-Annalenwerk im Großen sein und ist daher besonders geeignet, auf dem lebendigen Untergrund realen Geschehens den leitenden Staatsgedanken Chinas plastisch zu veranschaulichen.

Aus diesen beiden Quellenwerken also, denen an Monumentalität kein Land der Erde etwas Ähnliches zur Seite zu stellen hat, bringt vorliegendes Buch eine Reihe von besonders charakteristischen Bruchstücken, historischen Szenen und Episoden, philosophischen Gesprächen und Aussprüchen, die als grundlegend für den chinesischen Standpunkt gelten dürfen und gleichzeitig dem europäischen Leser auch ohne den Ballast schwerfälliger Kommentare verständlich sind. Die Zitate entstammen da, wo keine ausdrückliche Quellenangabe erfolgt, den chinesischen Annalen.

Kein vollständiges System, keine abgeschlossene Symphonie will das Werk bieten. Dazu ist die wissenschaftliche Erschließung des umfangreichen Quellenmaterials noch nicht genügend weit vorgeschritten. Lediglich Leitmotive will es anklingen und ein wenig in der Seele des

Lesers fortschwingen lassen. Der vorliegende Band berücksichtigt die Zeitspanne vom Beginn der geschichtlichen Überlieferung Chinas bis zum Höhe- und Glanzpunkt der Tsing-Dynastie (1644–1911), der durch die beiden Namen Kang Hsi (1661–1722) und Yung Tschong (1723–1735) gekennzeichnet ist. Einem späteren Bande soll es vorbehalten bleiben, die weitere Entwicklung des chinesischen Staatsgedankens in der neueren und neuesten Zeit und insbesondere seine Auseinandersetzung mit den Ideen des Westens in entsprechender Weise zur Darstellung zu bringen.

Kann ein Buch, in dem auf jeder zweiten Seite die Rede von „Fürst“ und „Herrscher“ ist, das man mit Recht einen chinesischen „Fürstenspiegel“ nennen könnte, in unserem demokratischen Zeitalter auf mehr als bloß kulturhistorisches Interesse rechnen? Nun, nach dem Gesetz der Auslese wird es zu allen Zeiten Herrscher und Beherrschte geben, wird stets, und ganz besonders unter demokratischen Verhältnissen, der Einzelne in seinem engeren Wirkungskreis die Möglichkeit haben, eine Führerrolle zu spielen. Wer immer sich zu herrschen berufen fühlt, darf darum die Lehren dieses Buchs, die überwiegend allgemeinemenschlicher Natur sind, ohne Schaden auf sich selbst beziehen. Es ist dieser „Fürstenspiegel“ cum grano salis ein Spiegel für jedermann.

Wessen Erwartung nun auf eine Art chinesischen Macchiavell gerichtet ist, den mögen die folgenden Blätter vielleicht enttäuschen. Zwar ist China auch auf dem Gebiete krummer Politik nicht ganz unbewandert,

doch schien in dieser Beziehung ein Bedürfnis nach östlichem Import nicht vorzuliegen, da an Macchiavellismus Europa selbst keinen Mangel leidet. Vielmehr sollte denjenigen Stimmen der Vorrang eingeräumt sein, die für das dissonanzgewohnte Ohr des Abendlandes recht eigentlich eine neue Botschaft bedeuten, die jenen warmen Hauch versöhnender Harmonie und Menschenliebe atmen, den wir in der rauhen, gereizten Atmosphäre unserer Tage so besonders schmerzlich vermissen. Möchte ein wenig von jener Wärme belebend auf unser abendländisches Kulturempfinden überströmen, dann hätte das Buch seine Mission erfüllt!

DER VERFASSER

In China wie in Europa stellen sich immer mehr Männer in den Dienst der Aufgabe, die Beziehungen zwischen den beiden Gebieten reger zu gestalten — wie diese Beziehungen, was man zeitweise übersehen hat, schon im Altertum sich entwickelt hatten. Wenn sie jetzt, nachdem sie zunächst auf das Wirtschaftliche beschränkt waren, sich in immer höherem Maße auf das Geistige ausdehnen, so geschieht das aus der Erkenntnis heraus, daß diese Beziehungen nur bei Gegenseitigkeit des Verständnisses und der Förderung gedeihen können und daß man beiderseits vom anderen zu lernen hat. Schon deswegen ist jedes Werk, das in sachlicher und richtiger Weise diesem Verständnisse dient, in beiderseitigem Interesse zu begrüßen.

Daß die Kenntnis und Förderung einer Kultur durch die andere auf Gegenseitigkeit beruhen muß und daß auch Europa von China lernen kann, wird am klarsten vielleicht auf dem Gebiete der Staatslehre, deren Probleme ja heute für Europa — und zumal für Deutschland — wie für China so wichtig geworden sind. Der Europäer, der sich mit chinesischer Staatslehre und der Geschichte des chinesischen Staatswesens beschäftigt, wird außer dem Gewinn für die Beurteilung von Einzelfragen der heute alle Gemüter so stark bewegenden Politik zwei in Europa weit verbreitete Irrtümer über China berichtigen: daß die chinesische Kultur von einem bestimmten Zeitpunkte an ohne geschichtliche Entwicklung und damit ohne Leben geblieben sei, und daß — damit zusammenhängend — sie ohne idealen Schwung, nur auf das Nützliche bedacht, daß sie zu utilitaristisch und rationalistisch sei.

Über diese Erweiterung der Erkenntnis hinaus, an der ja allein schon allen gebildeten Europäern und allen gebildeten Deutschen zumal als an einer Erweiterung des geistigen Horizontes liegen muß, kann die chinesische Staatslehre zeigen, daß das wahrhaft Nützliche, das um der Zukunft willen von der Gegenwart Opfer fordert, und das wahrhaft Ideale, das um des Geistigen willen das Reale achtet, identisch sind; was hüben wie drüben, nach beiden Seiten hin, oft vergessen oder verkannt worden ist. Und wenn heute in Europa, zumal in Deutschland, wie in China die Frage nach dem Verhältnis vom Alten zum Neuen, von der Vergangenheit zum Fortschritt zur brennenden, geradezu entscheidenden Frage der Kultur geworden ist, dann kann die chinesische Staatslehre deutlich machen, daß das Alte als Quelle der Erfahrung dem Fortschritt dienen kann und muß, daß in der Achtung vor dem Alten als geistiger Macht und in seiner Ausnützung als Erfahrung sich Rationalismus und Historizismus, Utilitarismus und Idealismus treffen und so zu einer höheren Einheit verschmelzen. —

In neuerer Zeit ist die Philosophie vielfach ernsthaft darangegangen, die Probleme der Soziologie ebenso wissenschaftlich zu lösen, wie das bereits längst auf dem Gebiete der Naturwissenschaften geschehen ist, wo es gelang, die Rätsel der physischen Welt klar zu analysieren und auf exakte Formeln zu bringen, fehlerfreie Vorausberechnungen aufzustellen und zuverlässige Gesetze für Ursache und Wirkung zu finden — kurz, wo das Wort „Wissen ist Macht“ zur Wirklichkeit geworden ist. Aber obwohl in den drei Jahrhunderten, die

auf Bacons Tod folgten, eine Unmenge Theorien entstanden, ist es doch bisher nicht gelungen, die soziologischen Menschheitsprobleme in befriedigender Weise wissenschaftlich zu lösen. Sollten die Philosophen ihre wunderschönen, aber praktisch unmöglichen Theorien absichtlich aufgestellt haben, um die Menschheit zu täuschen? Das ist doch schwerlich anzunehmen. Nun, ein altes chinesisches Wort sagt: „Wer bei einer Schachpartie Mitspieler ist, verliert den klaren Überblick leichter als ein unbeteiligter Zuschauer.“ Ich möchte sagen, daß es in ähnlicher Weise bei der Behandlung soziologischer Probleme auf die Unbefangenheit des Standpunktes ankommt. Im neunzehnten Jahrhundert führte die Überspannung des Nationalitätsprinzips dazu, daß ein Staat den andern als barbarisch und sich selbst als Hüter der Zivilisation ansah, was in der wissenschaftlichen Welt mitunter zur Folge hatte, daß man von diesem Prinzip geistig so behindert wurde, wie ein Mensch durch eine im Halse steckengebliebene Gräte am Schlucken. Hier liegt der eine Grund für die Erfolglosigkeit der oben gekennzeichneten Bestrebungen.

Naturwissenschaft beruht bekanntlich auf exakter Forschung und Beobachtung, ohne die eine Lösung der Probleme der physischen Erscheinungswelt undenkbar ist. Sollte es auf geistigem Gebiete anders sein? Wenn China früher gewohnt war, die Länder Ostasiens als „Welt“ anzusehen und andererseits Europas „Welt“ lediglich die Länder um das Mittelmeerbecken herum bedeutete, so heißt das mit einem Krug den Ozean ausschöpfen, mit einem Schrohr die Weite des Himmels

erfassen wollen. Und hierin dürfte die zweite Fehlerquelle liegen.

Heißt es nicht Selbstbetrug üben, wenn man in eitler Überhebung, aber mit der Perspektive eines Brunnens froshes stolze Theorien aufstellt und sich gleichzeitig anheischig macht, Soziologie auf das hohe wissenschaftliche Niveau der Naturwissenschaften bringen zu wollen? Ist es nicht eine ganz natürliche Folge dieser falschen Methode, wenn die soziale Lage der Welt bis auf den heutigen Tag noch verworren und unausgegoren ist?

Infolge der trüben Erfahrungen, die China seit der Zeit von Tao Kwang (1821–1851) und Hsiän Fong (1851–1862) mehrfach durchmachen mußte, hat es sich entschlossen, seinen früheren beschränkten Gesichtskreis zu erweitern und die neue Kultur in fortschreitendem Maße aufzunehmen. Gleichzeitig aber blieb europäischerseits die Erforschung der ostasiatischen Gedankenwelt auf vereinzelte Studien beschränkt. Wenn heute hierin ein merkbarer Wandel eingetreten und östliches Geistesleben mit im Vordergrund des Interesses steht, so ist diese Tatsache zweifellos auf die Erfahrungen des Krieges und der Nachkriegszeit zurückzuführen, die Europa vielfach nachdenklich gestimmt und manche führenden Geister zu einer Revision des bisherigen Standpunktes veranlaßt haben. Europa dürfte sich in dieser Beziehung heute in einer analogen Lage befinden wie China um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Da erscheint zur rechten Zeit Kuhns Buch über das „Tao (Weg) des Herrschers“ und das „Tao der Re-

gierung“. Bei Prüfung des Buches konnte ich mich überzeugen, daß Kuhn unter Verzicht auf subjektive Theorien sich darauf beschränkt hat, ausgewählte Texte aus chinesischen Originalquellen wiederzugeben. Damit beweist er seinen objektiven Standpunkt. Wenn Kuhn ferner die Ansicht vertritt, daß die chinesische Staatslehre auch für den Westen als Bildungsquelle in Betracht kommt, so geht daraus die Universalität seiner Auffassung hervor, für die „Welt“ wirklich die Welt bedeutet. Bei so unvoreingenommener und universeller Stellungnahme, wie sie Kuhn sich zu eigen gemacht hat, kann man schon eher von wissenschaftlicher Behandlung soziologischer Probleme reden.

Gegeben Berlin, Chinesische Gesandtschaft,
im ersten Monat des zwölften Jahres der Chinesischen Republik

CHANG YÜN KAI
LEGATIONS RAT

人士研究東方文化者則甚鮮顧世風乃大感於今
 日歐戰以後憂時者痛定思痛頓改舊觀其視東
 方彷彿吾人之視西方今庫恩君復出其君道治
 道一編以問世觀其不考己見但輯原書是其實
 觀的精神也以為東方政術足以為西方之師矣
 是豈以夫天下為天下也嗚呼若庫恩君者乃
 庶幾可與言以科學方法治人生問題
 中華民國十二年一月張允愷書於柏林使署

DIE GROSSEN DREI

YAO

Wu Wang, Fürst von Tschou (12. Jahrh. v. Chr.), sprach zu seinem Ratgeber Tai Kung:

„In der weiten Welt herrscht hier Fülle, dort Mangel, hier Ordnung, dort Anarchie. Wie kommt das? Liegt es daran, daß des Herrschers Wesen hier vortrefflich, dort entartet ist? oder ist es eine zufällige Folgeerscheinung der Wandlungen und Umbildungen, die der Himmel und die Natur mit sich bringen?“

Tai Kung erwiderte:

„Wenn der Herrscher vom guten Vorbild der Ahnen abweicht, dann gerät die Dynastie in Gefahr, das Land in Unordnung. Ist er dagegen auf persönliche Vollendung bedacht, dann steht seine Macht gesichert, und im Lande herrscht Ordnung. Glück und Unglück hängen vom Herrscher selbst ab und nicht vom Himmel und der Natur.“

Wu Wang fragte weiter:

„Kann man Kunde erlangen, worin die Vortrefflichkeit und Vollendung der alten Herrscher bestand?“

Tai Kung antwortete:

„Kaiser Yao (2357–2258), der vor alters das Reich regierte, gilt seit jeher als der beste Herrscher.“

Wu Wang fragte:

„Welcher Art war seine Regierung?“

Darauf erwiderte Tai Kung:

„Gold, Silber, Perlen und Edelsteine dienten ihm nicht als Schmuck, buntfarbige, bestickte, geblümete und gemusterte Seidenstoffe nicht als Kleidung. Er sah nicht

an merkwürdige Seltenheiten, er machte sich nichts aus Vergnügen und Luxus. Sinnliche, müßige Musik mochte er nicht hören. In seinem Palaste hatten die Hofmauern, die Säle und Gemächer ungetünchte Wände. Die Giebelbalken, die Sparren und Schindeln der Dächer, die Pfosten der Türen waren unbehauen von der Axt. Gras und Unkraut durfte rings in den Palasthöfen wuchern und wurde nicht ausgerodet. Ein Pelzrock von Hirschfell diente ihm als Schutz gegen die Kälte, seinen Leib bedeckte ein Gewand von Linnen. Ein Brei von grobem Korn und Hirse, eine Suppe, gekocht aus Kraut und Schotenblättern, waren seine Mahlzeit.

Er quälte nicht das Volk durch harte Frohnden und Steuern. Wenn die Zeit da war, daß das Volk den Acker bestellte und der Weberei nachging, beherrschte er seine Neigungen und schränkte seine Wünsche ein. Seine Regierung vollzog sich ohne Anstrengung. Die Beamten waren dem Thron ergeben und ehrlich und verschafften ihren Ämtern Ansehen durch strenge Rechtlichkeit. Sie waren in der Amtsführung unbestechlich und vermehrten ihre Einkünfte durch liebevolle Behandlung des Volks. Wer kindlichen Gehorsam gegenüber den Eltern und elterliche Fürsorge gegenüber den Kindern übte, war besonders beliebt und geachtet. Wer sich mit besonderer Kraft dem Ackerbau und der Seidenzucht hingab, empfing Prämien und Auszeichnungen. Ob jemandes Lebenswandel rein oder lasterhaft war, das wurde an Haustüren und Dorftoren öffentlich gekennzeichnet. Gleichmäßig herrschte in der Bevölkerung eine Gesinnung der Redlichkeit und Selbstzucht. Durch Strafgesetze waren Irr-

lehren unterdrückt. Verdienstliche Taten fanden stets ihren Lohn, auch wenn ihre Urheber beim Kaiser persönlich unbeliebt waren. Verbrechen erfuhren unbedingt Abndung, auch wenn die Schuldigen beim Kaiser in Gunst standen. Wer im Lande verlassen, ohne Familienanhang, verwaist und einsam dastand, empfing wohlthätige Unterstützung. Von schuldlosem Unglück und Verlust betroffenen Familien wurde Trost und Fürsorge zuteil. Des Kaisers persönliche Einkünfte waren äußerst bescheiden, die Steuern und Frohnden, die er auferlegte, höchst maßvoll.

Daher herrschte in der Bevölkerung Zufriedenheit und Wohlstand, und es sah nicht nach Hungern und Frieren aus. Darum achtete auch das Volk seinen Herrscher so hoch wie Sonne und Mond und war ihm zugetan, wie einem Vater und einer Mutter.“

Wu Wang rief aus:

„Wie groß war Yao, ein Herrscher edelster Art!“

Aus einer alten Schrift „Liu tao“ des Ministers Lü Wang
(12. Jahrhundert v. Chr.).

Eines Tages, auf einer Besichtigungsreise in der Nähe des Berges Hua schan begriffen, kam Yao an einer großen Menschenmenge vorüber, die sich zu seiner Begrüßung eingefunden hatte. Ein Greis drängte sich an seinen Wagen heran und rief aus:

„Großer Fürst, möge der Himmel dir ein langes Leben schenken, alle Schätze der Welt und zahlreiche Nachkommen!“

Der Kaiser ließ halten und erwiderte ihm:

„Du irrst; eine große Familie bereitet Sorgen, viel Reichtum schafft Last, und langes Leben bringt Enttäuschung.“

„Wenn der Himmel“, entgegnete der Greis, „eine zahlreiche Familie beschert, deren Glieder untereinander ihre Verwandtenpflichten erfüllen, welche Sorgen sind dann zu befürchten? Besitzt man Reichtum und macht sich eine Freude daraus, ihn freiwillig unter die Bedürftigen zu verteilen, welche Last bereitet er dann? Wenn im Lande die Vernunft (tao) herrscht, in der Gemeinschaft der Menschen wirken, wenn der Widersinn regiert, sich in die Verborgenheit zurückziehen und seiner Vervollkommnung leben: braucht dann ein langes Leben zu enttäuschen?“

SCHUN

Als Kaiser Yao sechzig Jahre regiert hatte, wollte er sich von den Staatsgeschäften zurückziehen und einen Thronfolger wählen. So versammelte er seine Großen und sprach zu ihnen:

„Wie ich sehe, beginnt das Volk, dank der Gnade des Himmels, sich an seine Pflichten zu gewöhnen. Nun gilt es, das große Werk fortzuführen. Ein gewöhnlicher Mensch ist dazu nicht imstande, nur einer, der alle guten Eigenschaften in sich vereinigt. Ich kenne keinen solchen, beginne aber die Beschwerden des Alters zu fühlen. Wohlan, sagt mir, wer meiner als Nachfolger würdig wäre.“

Ein Minister nahm das Wort und sprach:

„Euerer Majestät haben einen Sohn Tan Tschu. Warum einen anderen Nachfolger suchen? Tan Tschu ist aufrichtig und ehrlich und geweckten Geistes und könnte Euerer Majestät eine vortreffliche Stütze in der Regierung sein.“

„Du kennst ihn schlecht“, entgegnete Yao. „Äußerlich scheint er wohl aufrecht und ehrlich, doch im Herzen ist er nichts weniger als das. Überdies ist er zu sehr geneigt, über andere abfällig zu urteilen und zu spotten, auch gebraucht er seine Geistesgaben für verwerfliche Zwecke. Wollte ich ihn an meinen Platz setzen, würde er unfehlbar die Ordnung im Reiche zerstören. Ich brauche einen Menschen, der das Volk durch sein persönliches Beispiel und seine Worte zum Guten erziehen kann, der mit Gerechtigkeit zu strafen und zu belohnen weiß, der gute Ratschläge erteilen und sie weise ausführen kann, der für das Allgemeinwohl besorgt, vom Volke nur die notwendigsten Leistungen beansprucht, der nichts unternimmt ohne sorgfältige Abwägung. So einen Mann schlägt mir vor.“

Ein anderer Minister ergriff das Wort und sprach:

„Herr, keiner unter uns ist so wie Kung Kung geeignet, Euerer Majestät eine Stütze zu sein. Er besitzt Geist und Klugheit, sowie große Beredsamkeit. In seinen Unternehmungen zeigt er Sorgfalt und Eifer. Groß sind seine Verdienste um das Reich, und nicht geringere erhoffen wir von ihm für die Zukunft.“

Der Kaiser seufzte und erwiderte:

„Wie schlecht kennst du Kung Kung. Er ist nur tätig, wenn große Angelegenheiten in Betracht kommen. Im

übrigen verhält er sich müßig. Wenn ich ihn brauche, entschuldigt er sich gewöhnlich. Außen erscheint er demütig und ergeben, im Herzen ist er voll Dünkel und Hochmut und ohne Respekt vor dem Himmel. Ihn kann ich nicht gebrauchen.“

Hierauf schwiegen die Großen, und die Angelegenheit blieb ruhen. Als zehn weitere Jahre seiner Regierung um waren, versammelte Yao abermals die Großen um sich und sprach zu ihnen:

„Siebzig Jahre währt meine Herrschaft. Jetzt fühle ich, daß meine Kräfte sich verringern. Nennt mir jemand, der mir die Last der Regierung abnehmen kann. Nehmt nicht Rücksicht auf Stand und Rang, auf Reichtum oder Armut, wählt lediglich nach Fähigkeit und untadeligem Charakter.“

Da nannten alle einstimmig Schun, und als der Kaiser fragte, wer das sei, berichteten sie:

„Ein Mann von etwa dreißig Jahren, arm und ohne Amt. Sein Vater, ein einfältiger und unbedeutender Mensch, hat in zweiter Ehe eine launenhafte Frau geheiratet, die einen unverträglichen Sohn besitzt. Trotz dieser üblen Eigenschaften auf seiten des Vaters, der Stiefmutter und des Stiefbruders zeigt Schun allen dreien gegenüber jede Art kindlicher und brüderlicher Gesinnung. Er ist wohlgebaut, von imponierender Haltung, mit einem Kopf wie ein Drachen. Seit früher Jugend treibt er Ackerbau und Fischerei. Von seinem Stiefbruder mit Mißachtung überhäuft, von seinen Eltern lieblos behandelt, bildet sein weises Verhalten einen steten Vorwurf für die drei. Obwohl von ihnen gehaßt, pflegte er

sich nie darüber zu beklagen und war gleichbleibend freundlich gegen sie. Gerade das stachelte ihre Feindschaft noch mehr an, und schließlich merkte er, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. Ohne ein Wort des Vorwurfs zog er sich darauf unbemerkt in die Gegend des Li schan-Gebirges zurück, wo er sein Brot durch Ackerbau verdiente. Damals zählte er zwanzig Jahre. Sein Ruf zog aber bald so viele Menschen in seine Nähe, daß er von neuem seinen Aufenthalt wechselte und sich nach einem See in der Provinz Schantung begab, wo er von Fischerei lebte. Bald wurde er aber dort ebenso bekannt und von Anhängern überlaufen wie zuvor, so daß er abermals den Wohnsitz wechselte und als Bergwerker die Verborgenheit der Gruben von Hopin aufsuchte. Dort strahlt seitdem der Glanz seiner Vortrefflichkeit und Weisheit.“

Darauf entgegnete der Kaiser:

„Ich will ihn erproben. Führt ihn her. Er soll meine beiden Töchter heiraten, denen ich befehlen werde, ihm völlig ergeben zu sein, ihn aber indes genau zu beobachten. Dann wird sich zeigen, ob das zutrifft, was man so Günstiges von ihm berichtet. Auch will ich ihn in die Staatsgeschäfte einführen und dabei seine Fähigkeit prüfen.“

Die Großen ließen Schun an den Hof führen, Yao nahm ihn väterlich auf, gab ihm seine beiden Töchter in die Ehe, sowie genügend Dienerschaft und alles, was er zum Leben brauchte. Einige Zeit darnach wollte er seine Fähigkeit zu regieren erproben. Er beauftragte ihn mit der Überwachung der Staatsbauten und übertrug ihm

überdies die Sorge für die Entfaltung der fünf bürgerlichen Grundpflichten in der Bevölkerung. Zitternd trat Schun sein Amt an. Bei seiner geringen Erfahrung legte er doppelte Umsicht und Überlegung an den Tag und arbeitete fortwährend an seiner eigenen Vollendung. So gewann er die Herzen und machte das Volk willfährig. Bald sah man in neuer Blüte erstehen im Volke: Staats-treue, kindlichen Gehorsam und Elternliebe, Gattenliebe, Geschwisterliebe, Achtung vor dem Alter (die fünf bürgerlichen Grundpflichten). Yao, über diesen Erfolg beglückt, machte ihn nun zu seinem ersten Minister und Reichsverweser. Nach Ablauf von drei Jahren versammelte Yao wieder die Großen um sich und sprach:

„Drei Jahre sind verstrichen, seit ich euch befahl, mir einen Edlen im Reiche zu suchen, der fähig wäre, euch und das Volk weise zu regieren. Damals schlugt ihr mir Schun vor. Ich glaubte zwar euerem günstigen Urteil über ihn, ich wollte ihn aber überdies selbst erproben und habe mit Befriedigung gesehen, daß ihr euch nicht getäuscht habt. Schun, tritt näher! Seit drei Jahren habe ich mit Sorgfalt deine Worte und Handlungen geprüft. Wie ich mit Genugtuung erkannte, hast du meine Befehle weise ausgeführt. Deine Ratschläge waren voll Klugheit. Du hast das Herz nicht nur des Volkes, sondern auch der Großen gewonnen. Heute sollst du den Lohn für dein vortreffliches Verhalten empfangen. Komm her und nimm meinen Thron ein.“

Schun, zu Füßen des Kaisers hingestreckt und den Fußboden mit der Stirn berührend, weigerte sich zunächst dreimal und bat, an seiner Stelle andere, Wür-

digere zu betrauen; schließlich erklärte er sich bereit, die Regierung zu übernehmen, aber ohne den kaiserlichen Titel, solange Yao lebe. Sein erster Regierungsakt war ein Opfer im Ahnentempel des Kaisers Yao am ersten Tage des ersten Monats. Dreißig Jahre währte Schuns Regentschaft, ehe Yao starb. Nach Ablauf der dreijährigen Trauerzeit aus Anlaß seines Todes betrachtete sich Schun immer noch nicht als Kaiser, sondern wollte den Thron dem Sohne Yaos, Tan Tschu, überlassen. Aber die Großen des Reiches drängten ihn, die Krone anzunehmen; nun erst fügte er sich dem Willen des Himmels und nannte sich Kaiser.

Eines Tages unterhielt sich Kaiser Schun mit seinen Ministern über den besten Weg, wie der herrschende Friedenszustand zu einem dauernden zu machen sei. Der Kaiser ergriff das Wort und sprach:

„Habt acht, daß tüchtige Kräfte von lauterem Charakter, die dem Staate von Wert sein können, nicht ungenutzt in dunkler Zurückgezogenheit bleiben. Zieht sie ans Licht! Von ihresgleichen unterstützt, kann der Fürst, und sei das Reich noch so groß und das Volk noch so zahlreich, ohne Mühe regieren.“

Der Kaiser fuhr fort:

„Kein Zweifel, daß der Herrscher, wenn er sich ganz seiner Pflicht hingibt und bereitwillig seine eigene Meinung besserem Rate unterwirft, seine Minister dazu bringen wird, ihm offen die Wahrheit zu sagen und nichts zu verbergen. Dann können die Völker wirkliche Förderung erfahren, und die Barbaren werden sich unseren Gesetzen freiwillig unterwerfen. Aber welcher Fürst ist

imstande, diesen glücklichen Zustand der Dinge zu erreichen? Bisher hat es nur Kaiser Yao vermocht.“

Minister Y erwiderte:

„Es ist gewiß, daß Yao seine Größe nur seinen hervorragenden Eigenschaften verdankte. Ohne fremde Hilfe hat er das Reich in den glanzvollen Zustand gesetzt, in dem Euere Majestät es aus seiner Hand empfing. Edle Handlungsweise war ihm selbstverständliche Gewohnheit. Seinem Scharfblick entging nichts, seiner Unerschrockenheit widerstand nichts, alle Herzen gewann er. Diese Gaben dankt er dem Himmel, der ihn schützte, weil er ihn als Herrscher ausersehen hatte.“

Hierauf sprach der Reichskanzler Yü:

„Das Wohlwollen des Himmels genießt, wer sich nie von den Gesetzen der Vernunft und des Guten entfernt und hierbei unablässig seine Handlungsweise beobachtet. Wer dagegen seinen besseren Regungen, die ihm die Vernunft eingibt, zuwiderhandelt, hat nur Mißerfolge zu gewärtigen. Glück und Unglück des Menschen sind abhängig von seinem guten oder schlechten Verhalten, wie der Schatten vom Körper, der Widerhall vom Ton.“

Minister Peh I setzte hinzu:

„Heute befinden wir uns zwar im tiefsten Frieden, und das Volk ist ruhig. Aber folgt nicht oft Sturm der Windstille? Pfl egt nicht gerade zur Zeit der größten Ruhe der Umsturz seine Fäden anzuspinnen? Für den Herrscher darf diese Zeit keine Ruhezeit sein. Aufmerksam muß er die Vorgänge im Lande beobachten und darf kein Nachlassen der Ordnung dulden. Während einer längeren Friedenszeit lockern sich in der Regel unmerklich auch

die besten Gesetze, bis man allmählich dahin kommt, sie überhaupt nicht mehr zu beachten. Man lebt seinem Vergnügen und dem Müßiggang, wenn nicht gar der Ausschweifung und dem Laster. Das darf der Fürst unter keinen Umständen. Er muß die Behörden überwachen, er darf nur fähige und charakterfeste Männer in die Verwaltung aufnehmen, schlechte Ratgeber und nicht einwandfreie Persönlichkeiten muß er aus dem Beamtenkörper entfernen, Entscheidungen darf er nur treffen nach reiflicher Überlegung mit den Ministern. Den Gesetzen darf er keinen Abbruch tun, noch die Ungunst der Straße scheuen, sein persönliches Interesse muß er zurückstellen hinter der Rücksicht auf das allgemeine Wohl, dem Volke muß er schaffen, was es zu seinem Lebensunterhalt braucht —, bei solcher weisen Führung wird ihn jedermann willig als Herrscher anerkennen.“

YÜ

Eines Tages unterhielt sich Kaiser Schun mit seinen Ministern Yü und Kao Yao über Staatskunst und erbat weise Ratschläge. Yü warf sich zu Boden und sprach:

„Wie leicht vergißt man gewesene Übel, und wie schwer ist es, sie zu heilen, wenn sie erst einmal da sind. Ich muß stets daran denken, was für Anstrengungen und Unruhe es mich in solchem Fall gekostet hat.“

Kao Yao hat ihn, sich genauer zu erklären. Yü fuhr fort:

„Als zu Kaiser Yaos Zeit die ungeheuere Flut unsere Länder überschwemmte, welche unendliche Arbeit hat

es mich gekostet, um die Gewässer ins Meer abfließen zu lassen! Die Wogen schienen sich zum Himmel türmen zu wollen. Sie überfluteten die Hügel und umbrandeten selbst die Gipfel hoher Gebirge. Das Volk war von stummem Entsetzen gelähmt. Ich ließ die viererlei Archen bauen, mit denen ich in die Gebirge gelangen konnte. Durch Wälder und Gestrüpp mußte ich mir den Weg bahnen zu den Gipfeln, um von dort einen Überblick zu gewinnen über die Richtung, in der die Wassermengen zum Meere zu leiten seien. Die Bevölkerung hatte ihre Kornvorräte verbraucht und keine Möglichkeit, neues Korn zu ernten. Sie befand sich in voller Verzweiflung. Ich mußte sie unterweisen, von der Jagd im Gebirge und vom Fischfang zu leben. Inzwischen ließ ich Kanäle graben und schuf so den Wassermassen einen Zugang zum Meer. Als die Erdoberfläche endlich wieder zum Vorschein kam, mußte ich die Bevölkerung anweisen, die trockengelegten Landstrecken für den Ackerbau herzurichten. Mehrere Provinzen trugen keine Ernte, dort mußte die Bevölkerung durch Zufuhren von außerhalb versorgt werden, aber welche Schwierigkeiten waren zu überwinden, um diese Zufuhren zu ermöglichen! Sodann mußten die fünf bürgerlichen Grundpflichten wieder zur Geltung gebracht werden, und um Steuern und Abgaben zu regeln, mußte ich die verschiedenen Ländereien besichtigen, um deren Beschaffenheit und Bodenerzeugnisse kennen zu lernen. Euere Majestät sollten beim Regieren stets mit Vorbedacht mögliche Gefahren und Schwierigkeiten ins Auge fassen!“

Der Kaiser erwiderte:

„Ich vergleiche meine Minister mit hilfreichen Nachbarn. Ihr seid meine Augen und Ohren, meine Füße und Hände, wir bilden einen Körper. Wenn das Auge nicht sieht, das Ohr nicht hört, Fuß und Arm sich nicht regen, was vermögen dann Herz und Hirn auszurichten, und seien sie noch so erleuchtet?“

Der Kaiser, der wegen hohen Alters sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen wünschte, wandte sich zu Yü und sprach:

„Yü, komm näher! Seit dreißig Jahren besitze ich den Thron. Jetzt bin ich alt, meine Kräfte lassen nach mit jedem Tag. Ich habe die Augen auf dich gerichtet, daß du meine Stelle einnehmen sollst.“

Yü wagte in demütiger Bescheidenheit den Thron nicht anzunehmen und schlug an seiner statt den Justizminister Kao Yao vor. Der Kaiser wandte sich an Kao Yao und sagte:

„Ich sehe, daß Volk und Behörden in wechselseitiger Harmonie leben und die Gesetze achten. Du hast die Aufsicht über die Justizverwaltung. So gut handhabst du die fünf Strafarten, daß niemand sich über deine Rechtsprechung beschwert. Es ist dir gelungen, allseits die fünf bürgerlichen Grundpflichten zur Geltung zu bringen. Das Volk befindet sich im Ruhezustand der Leidenschaftslosigkeit, der große Frieden ist erreicht. Dieser Erfolg ist deiner Weisheit zu danken.“

„Nein, Euerer Majestät erhabener Tugend“, entgegnete Kao Yao. „Euerer Großmut läßt es verhindern, daß die Schande des Verbrechens sich auf Abkömmlinge fortpflanzt. Sie läßt es geschehen, daß Kinder und Kindes-

kinder an den Segnungen der Vorfahren Anteil haben. Nur ungern sehen Euere Majestät die Bestrafung begangener Fehler. Stets zu Begnadigung geneigt, wenn das Verbrechen zweifelhaft ist, dagegen zu freigebiger Belohnung bereit, auch wenn die geleisteten Dienste nicht ganz erweislich sind, stets auf das Wohl des Volkes bedacht, haben Euere Majestät die Geister derart gewonnen, daß die bloße Furcht, Euer Mißfallen zu erregen, die Leute von Verbrechen abhält. Der Ruhm gebührt Eurer Majestät, nicht der Behörde.“

Der Kaiser erwiderte:

„Mein größter Wunsch ist es, daß die Behörden gar nicht nötig haben, Strafen und Zwang gegen die Bevölkerung anzuwenden. Dir ist es geglückt, das Ziel zu erreichen.“

Hierauf zu Yü gewandt, fuhr er fort:

„Yü, komm näher! Zur Zeit des Kaisers Yao, als die große Flut unsere Provinzen überschwemmte, erhielt ich Befehl, mich aufzumachen und Abhilfe zu schaffen. Damals nahm ich dich mit und erkannte alsbald aus deinen Vorschlägen, daß du die Flut meistern würdest. Es ist dir über mein Erwarten gelungen. Ich machte dich zum Minister und Reichskanzler. Würdig hast du dein Amt verwaltet. Angesichts der gewaltigen Vollmacht, die ich dir einräumte, wäre es dir ein Leichtes gewesen, dich, ohne jemand zu schädigen, unermesslich zu bereichern. Statt dessen ist dein Besitz nicht einmal zum notwendigen Bedarf ausreichend. Wer im ganzen Reiche kann sich mit solcher Tugend vergleichen? Der vom Himmel bestimmte Zeit-

punkt ist gekommen, daß du den Thron besteigst und Kaiser seist.

Aber bleibe eingedenk, daß das menschliche Herz empfindlich ist und tausend Gefahren zugänglich. Das geringste Laster kann es verderben. Achte nicht auf bloße Gerüchte, so begründet sie auch scheinen mögen. Entscheide nie ohne vorherige reifliche Überlegung. Sonst werden deine Befehle mißachtet, und das Volk murrst. Laß die kaiserliche Würde, wenn du mit ihr bekleidet sein wirst, stets ehrfurchtsvoll respektiert sein. Sei maßvoll in deinen Wünschen. Leicht überläßt man sich einem schlimmen Hang, zu dem Leidenschaft führt. Erschöpfe deine Schatzkammern, um dem Volke zu helfen. Vermeine nicht, darin zuviel zu tun. Das Volk sieht den Beweis, daß du es liebst, und wird sich doppelt bemühen, deine Kammern wieder zu füllen. Hüte deine Zunge vor schlechter Rede. Es ist das Wort, durch das man Gefühle der Eintracht und Harmonie erwecken kann. Aber Worte säen auch Feindschaft. Nichts Zarteres und Lieblicheres als Wort! Aber auch nichts Grausameres und Hassenswerteres! Diese Wahrheiten präge dir genau ins Gedächtnis und beherzige sie mit der Tat! Mehr habe ich dir nicht zu sagen.“

Mehrmals noch weigerte sich Yü in Demut, bevor er sich bereit fand, den kaiserlichen Auftrag anzunehmen. Er wurde der Begründer der Hsia-Dynastie (2205–1766) und regierte ruhmreich fünfundzwanzig Jahre lang, davon noch sechzehn Jahre zu Kaiser Schuns Lebzeiten.

TAG

Schöpfung ist die oberste Eigenschaft von Himmel und Erde.“

„Der Herrscher betrachtet das göttliche Wesen (Tao) des Himmels und der Natur und gründet darauf seine Lehre, vermöge deren die Menschheit sich ihm unterwirft.“

I king, das heilige Buch der „Wandlungen“.

„Der Himmel ist gerecht und unparteiisch und selbstlos. Ob schön oder häßlich, alles überdeckt er. Auch die Erde ist gerecht und unparteiisch und selbstlos. Das Kleine trägt sie ebenso wie das Große.

Damit Ströme befruchtenden Segens gleichmäßig die Menschen netzen, reiht sich der Herrscher als dritter dem Himmel und der Erde an. Der Herrscher gleiche dem Himmel, der selbstlos alles überdeckt. Er gleiche der Erde, die selbstlos alles trägt. Herrschaft aus Selbstsucht führt zu Anarchie.

Wenn der Herrscher das göttliche Wesen des Himmels (Tao) befolgt und also Gerechtigkeit entsteht, dann werden Fernstehende zu Verwandten. Gibt er aber das Tao preis und regiert mit Selbstsucht und Parteilichkeit, dann ist Feindschaft sogar zwischen Mutter und Kind.“

Kwan tse, Philosoph und Staatsmann (7. Jahrhundert v. Chr.).

„Geht der Menschheit göttliches Wesen (Tao) verloren, so gehen auch dessen Segnungen verloren: Menschenliebe, Menschenpflichten, Anstand, Treu und Glauben. Was dann kommt, ist Anarchie.“

Lao tse, Philosoph (6. Jahrhundert v. Chr.).

DER HEILIGE AUFTRAG

Kaiser Schun sprach zu seinen Ministern:
„Ich denke an unser altes kaiserliches Gewand, das bei festlichen Anlässen getragen wird. Das Obergewand zeigt aufgemalt Sonne, Mond, Sterne, Berge, Drachen und Fasan, am Untergewand sieht man eingestickt den Regenbogen, die Opfervase, die Wasserpflanze, die Flamme, die Reiskörner, die Streitaxt und das Schriftzeichen Fo (bedeutet trennen). Es handelt sich um Sinnbilder der kaiserlichen Eigenschaften, über die wir beim Regieren verfügen sollen: Vernunft, klar wie Sonne, Mond und Sterne soll uns leiten. Fest wie die Berge sollen wir zum Guten stehen. Mit der geschickten Beweglichkeit des Drachens sollen wir alle Mittel entfalten, um dem guten Prinzip zum Sieg zu verhelfen. Glänzend wie die Farbenpracht im Gefieder des Fasans soll das Beispiel sein, das wir dem Volke in rechter Führung geben. Die fünf Regenbogenfarben mahnen an die fünf Grundpflichten, die alles bürgerliche Leben bestimmen sollen: Staatstreue, Eltern- und Kindesliebe, Gattenliebe, Geschwisterliebe und Achtung des Alters. Die Opfervase, bestimmt zum Dienst beim Ahnenopfer, ist das Zeichen unserer kindlichen Ehrfurcht vor Eltern und Voreltern. Rein wie die Wasserpflanze soll die Selbstlosigkeit unserer Gesinnung sein, glühend wie Feuer unsere Hingabe an das Gute. Die Reiskörner bedeuten den Überfluß, den wir dem Volke an Wohlstand sichern sollen. Mit der Wucht einer Streitaxt sollen wir das Böse zerschmettern. Das Schriftzeichen Fo endlich be-

deutet die klare Scheidung, die zwischen Recht und Unrecht sein muß.

Diese Sinnbilder, auf unser kaiserliches Feiergewand teils eingestickt, teils aufgemalt, sind aber nicht allein für die Betrachtung des Herrschers, sondern auch für die Minister bestimmt: Yü, wenn ich mich vom rechten Weg (Tao) entferne, arbeite mit an meiner Besserung. Laß dich nicht durch Untertanenrespekt davon abhalten, aber kritisiere auch nicht hinter meinem Rücken, wenn du mir deine Vorwürfe nicht ins Angesicht beweisen kannst. Und ihr Minister, begnügt euch auch nicht damit, selbst ehrlich und rechtschaffen zu sein, sorgt auch für Veredelung der anderen. Besonders du, Yü, als Reichskanzler, hab' acht auf die, die in deine Nähe kommen, prüfe sie genau, ob sie nicht Verstellung üben und mit Geschick gemeine Absichten verbergen."

WENN DIE HENNE KRÄHT

„Mögen Haremsangelegenheiten nicht nach außen dringen, und möge andererseits Politik dem Harem fernbleiben.“

Tschu Hsi,
Philosoph und Staatsmann (1130—1200).

MEH HSI

Li Kweh (1818—1766) war der letzte Kaiser aus dem Hause Hsia. Von früher Kindheit an böartigen Charakters, hatte er überdies einen schlechten Erzieher gehabt, von nicht geringerer Verderbtheit, als er selbst, je älter er wurde, in immer zunehmendem Maße besaß. Während der ersten drei Jahrzehnte seiner Herrschaft offenbarte er eine derartige Sittenlosigkeit und Grausamkeit, daß er dem Volke ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung geworden war und die Großen des Reichs, Statthalter und Lehnsfürsten, ihm den Gehorsam aufsagten. Ergrimmt wollte er ihre Botmäßigkeit durch Gewalt erzwingen und rüstete eine Strafexpedition aus, die zuerst den Statthalter von Schantung bedrohte. Dieser versuchte, den Sturm dadurch von sich abzulenken, daß er eine schwache Seite des Herrschers ausnutzte. Er besaß eine bildschöne Tochter namens Meh Hsi, von großer Klugheit, aber zügellosem Charakter. Diese sandte er dem Kaiser als Geschenk, der von ihrer Schönheit derart geblendet und gleichzeitig besänftigt war, daß er seine Truppen zurückrief und den Statthalter begnadigte. Der Tochter aber ließ er einen Palast von unerhörter Pracht bauen. Mauern und Wände bestanden aus schönstem Jaspis, die Balustraden aus Elfenbein, die

Möbel und vor allem das Schlafgemach waren mit Perlen und Edelsteinen von unschätzbarem Werte verziert. Diese Frau war es, bei der Li Kweh fortan seine Zeit verbrachte, anstatt sie auf die Regierungsgeschäfte zu verwenden.

Meh Hsi übertraf den Kaiser noch an Schlechtigkeit und Gemeinheit. Unglaubliches ließ sie den Willensschwachen ausführen, was man für Erfindung halten würde, wenn nicht vertrauenswürdige Chronisten es bestätigt hätten. Zunächst bemächtigte sich ihre Habgier aller Reichtümer, die sie irgendwo im Lande aufspürte, und sie ging dabei so rücksichtslos vor, daß man, um vor ihr sicher zu sein, nach außen möglichst dürftig und armselig auftreten mußte. Mit den aufgehäuften Schätzen trieb sie sinnlose Verschwendung. So ließ sie einen künstlichen See graben und bis an den Rand mit Wein füllen, tief genug, daß Schiffe darauf fahren konnten. Rings um den See ließ sie dicht am Rande hohe Pyramiden von verlockenden Speisen und duftenden Braten aufbauen. Alsdann wurde das Volk ohne Unterschied des Standes und der Klasse eingeladen, ja gezwungen, sich zunächst bis zur Betrunkenheit mit Wein zu füllen — es konnten gleichzeitig dreitausend Personen aus dem See trinken —, und alsdann mußten sie sich, total betrunken wie sie waren, über die leckeren Gerichte hermachen. Natürlich kam es dabei zu wüsten Szenen und Schlägereien. Wer den höchsten Grad von Berauschtigkeit zeigte, wurde besonders ausgezeichnet. Dieses abgeschmackte Schauspiel, so entgegengesetzt unseren chinesischen Begriffen von Anstand, bildete einen beliebten Zeitvertreib für

Li Kweh und seine Buhlerin. Aber sie ersannen auch noch andere Unterhaltungen, die nicht mit Worten zu beschreiben sind, wobei ein Haufen junger Leute beiderlei Geschlechts in einem Saal in ihrer Gegenwart die wütesten Exzesse vollführen mußte und die Tollsten unter ihnen preisgekrönt wurden.

Das Volk war von diesem Treiben abgestoßen, aber begnügte sich, darüber zu murren. Der Minister Kwan Long Pong dagegen hatte den Mut, der allgemeinen Empörung offen Ausdruck zu verleihen, und reichte eine Denkschrift ein, in der er sagte:

„Wir haben vom großen Yü, dem Gründer Eurer erlauchten Dynastie, gehört, daß ein Fürst auf dem Thron nicht genug auf sich selbst und das Volk achtgeben kann. Nur dann ist er würdig, die Krone zu tragen, wenn er durch edle Gesinnung und untadeliges Verhalten die Menschen zu Achtung, Liebe und freiwilliger Unterwerfung bewegt. Wenn lediglich Furcht den Gehorsam erzwingt, dann ist zu besorgen, daß die Furcht dazu führe, durch Revolution einen besseren Herrscher zu suchen. Dieser See, worin menschliche Vernunft sich entehrt, dieser Saal, worin das Laster sich austoben darf, diese Grausamkeiten, dieser Eifer, mit dem Euer Majestät bestrebt sind, das Volk lasterhaft zu machen, in ihm menschliches Empfinden und Schamgefühl auszulöschen, töten jeden Respekt und nähren den Gedanken an Revolution. Hört nicht länger auf die Person, die über Euren Geist und Euer Herz verhängnisvolle Macht gewonnen hat, sie bedeutet Euer Verderben! Folgt vielmehr den Mahnungen treuer Untertanen!“

Auf Li Kweh machte dieser mutige Schritt keinen Eindruck. Er begnügte sich, zu erwidern:

„Bin ich nicht unumschränkter Herrscher? Wer sollte wagen, sich aufzulehnen? Sowenig die Sonne aufhört zu scheinen, so wenig werde ich aufhören zu herrschen. Kwan Long Pong bezahle seine Keckheit mit dem Tode“, und ließ den Minister enthaupten.

Tschong Tang, Lehnsfürst des Staates Schang, genoß damals wegen seiner Vortrefflichkeit das größte Ansehen unter den Mächtigen im Reiche. Er war von dem tragischen Ende des Ministers so getroffen, daß er ihm ein großartiges Leichenbegängnis veranstaltete, dem auf seine Einladung alle Großen des Landes und eine ungeheure Volksmenge beiwohnten. Diese große Kundgebung sollte Li Kweh als öffentlichen Tadel empfinden, das war seine Absicht, und er hoffte, ihn so vielleicht zu innerer Umkehr zu bewegen. Aber Li Kweh, verstockt, wie er war, fühlte sich lediglich beleidigt und befahl, Tschong Tang in den Kerker zu werfen. Daß er ihn am Leben ließ, war dem Einflusse zweier Günstlinge zu verdanken, die dem Kaiser vorstellten, daß es einen guten Eindruck im Reiche machen würde, wenn er, sein Leben schonend, zu erkennen gebe, daß er niemanden fürchte. Dieser Erwägung gab der Kaiser statt und ließ den Fürsten wieder frei. Inzwischen setzte Li Kweh sein wüstes Treiben fort, und wenn ihn der weise und ehrliche Minister I Yin zu bessern und zu warnen versuchte, antwortete er nur lachend:

„Ich bin so fest auf dem Thron wie die Sonne am Himmel; sowenig sie herabfallen wird, habe ich etwas zu fürchten.“

Nach einigen Jahren sah sich der Kaiser von I Yin und allem, was es an rechtschaffenen Leuten am Hofe gab, verlassen. Sie alle begaben sich zu Tschong Tang, den das Volk bereits als den kommenden Sohn des Himmels ansah. Die Mahnungen der kaiserlichen Ratgeber schienen Himmel und Erde durch ihre Warnungen bestätigen zu wollen. Es erfolgten furchtbare Erdbeben. Der Berg Ki schan stürzte zusammen und versank, an seiner Stelle blieb ein morastiger See. Das Meer schwoll landeinwärts über seinen Spiegel empor und ließ die Gewässer der Ströme rückwärts fließen, die über die Ufer traten und weite Landstrecken überfluteten. Es erschienen ferner zwei Sonnen gleichzeitig am Horizont, die eine im Osten, die andere im Westen. Das Volk war über diese Naturerscheinungen entsetzt und legte sie als Vorzeichen dafür aus, daß wichtige Veränderungen in der Regierung bevorständen. Greise machten sich zum Hofe auf und versuchten, den Kaiser zu warnen. Sie mußten ihren Mut mit dem Tode büßen, und gleichzeitig befahl er, daß alle, die sich irgendwo durch ehrliche, rechtschaffene Gesinnung hervortaten, sterben sollten. Unter diesen Umständen sah man den Zustrom zu Tschong Tang ungeheuer wachsen. Die Statthalter, Lehnsfürsten und riesige Volksmassen, alles flüchtete in seinen Schutz. Der Minister I Yin aber sprach zu Tschong Tang:

„Ihr seht, daß es nicht länger am Platze ist, Euch zu bedenken. Meh Hsi hat Geist und Herz Li Kwehs derart verdorben, daß keine Hoffnung mehr auf seine Besserung ist. Das Volk kann seine Tyrannei nicht länger er-

tragen. Der Himmel ist ergrimmt und hat Euch deutlich seinen Willen offenbart. Gehorcht ihm, und macht Euch auf, Li Kweh zu züchtigen.“

Nunmehr versammelte Tschong Tang die Großen und das Volk und sprach zu ihnen:

„Habt acht, was ich euch, die ihr meinen Schutz sucht, zu sagen habe. Wenn ich jetzt zu den Waffen greife, um euch zu schützen, glaubt nicht, daß Gedanken der Rebellion mich dazu treiben. Solange ein Fürst seine Pflicht tut und bestrebt ist, das gute Prinzip im Staate walten zu lassen, so lange muß das Volk bereit sein, den letzten Blutstropfen im Dienst für ihn zu opfern. In Li Kweh haben wir unglücklicherweise einen Herrscher, der das Recht mit Füßen tritt, sich gegen den Himmel auflehnt und Verbrechen begeht, die nach Rache schreien. Alle Anzeichen deuten darauf, daß der Himmel ihn jetzt strafen will. So gehorche ich dem Willen des Himmels, wenn ich jetzt zu den Waffen rufe. Denn niemand will mehr Li Kweh dienen, es sei denn aus Zwang. Euere Klagen sind berechtigt, und so werde ich gegen ihn ziehen. Von euch aber erwarte ich unbedingten Gehorsam gegen meine Befehle. Seid reichlicher Belohnung gewiß, wenn ihr euere Pflicht tut, wer aber Ungehorsam und Nachlässigkeit zeigt, den wird samt seiner Familie unerbittliche Strafe treffen.“

Nunmehr bildete Tschong Tang ein großes Heer, mit dem er den Truppen, die inzwischen Li Kweh aufgestellt hatte, entgegentzog. Bevor es aber zum Waffengange kam, ging die gesamte Streitmacht des letzteren zu Tschong Tang über. Li Kweh sah sich völlig verlassen

und flüchtete in die Bergeinsamkeit von Nan tsao, wo er drei Jahre später einsam und elend starb.

Tschong Tang aber fügte sich dem Willen des Volkes und bestieg den Thron als erster Kaiser der Schang-Dynastie (1766–1122).

TAN KI

Tschou Hsin (1154–1122), der letzte Kaiser der Schang-Dynastie, war ein Mensch von ungewöhnlichen, aber gefährlichen Eigenschaften. Äußerst lebendig an Geist und gewandt im Reden, hatte er eine überlegene Art, fremde Ratschläge lächerlich zu machen, und wußte geschickt seine Fehler zu verbergen. Im übrigen war er ausschweifend und grausam. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er schon mit früheren einfachen Gewohnheiten aufräumte und zum Beispiel bei den Mahlzeiten elfenbeinerne Eßstäbchen benutzte, die sonst nur bei großen Zeremonien üblich gewesen waren. Tadelnd sprach deswegen sein Onkel, der Reichskanzler Ki Tse eines Tages zu ihm:

„Heute bedienen sich Eure Majestät elfenbeinerne Eßstäbchen, vielleicht werdet Ihr bald den Wein nur noch aus edelsteingeschmückten Prunkbechern trinken und Euch von Bärenatzenfleisch und Leopardenerzblut zu sättigen wünschen?“

Aber Tschou Hsin achtete gar nicht auf seine Worte und lenkte das Gespräch anderen Dingen zu, als ob ihn die Mahnungen seines Onkels nichts angingen.

Sein eigentliches Schreckensregiment begann erst, als

ihm im achten Jahre seiner Regierung von seiten eines aufrührerischen Großen dessen Tochter, die ebenso schöne und kluge, wie grausame und lasterhafte Tan Ki zum Geschenk gemacht worden war. Es dauerte nicht lange, da hatte sie seinen Geist und Sinn vollkommen in ihrem Bann. Von nun an erging keine Maßnahme von Bedeutung im Palast oder im Reich ohne ihre Mitwirkung. Der Kaiser wagte nur den zu loben, der bei ihr in Gunst stand. Es genügte, ihr Mißfallen zu erregen, um Todes zu sterben. In den ersten Jahren ihres Aufenthalts am Hofe war ihre ganze Sorge darauf gerichtet, soviel Reichtümer aufzuhäufen wie nur irgend möglich. Niemand war vor ihrer Habsucht sicher. Nachdem sie sich endlich mit ungeheuren Schätzen gesättigt hatte, gefiel es ihr, phantastische Einfälle zu verwicklichen. So ließ sie einen riesigen turmartigen Bau, genannt Lu tai, die „Hirschtterrasse“, ganz aus Marmor errichten, in zweihundert Meter Höhe, bei einem Grundflächendurchmesser von zehnfacher Länge. Türen und Fußböden waren aus herrlichem spiegelglattem Jaspis gearbeitet, das Innere mit einer Fülle kostbarer Gegenstände ausgestattet. Zehn Jahre hatte der Bau beansprucht. Als er vollendet war, ließ sie das fensterlose Innere durch ein Meer von Fackeln und Laternen erleuchten. Alsdann blieb sie sechs Monate in diesem Wunderpalast wohnen, ohne ihn ein einziges Mal zu verlassen. Diese ganze Zeit vertrieb sie sich durch die Veranstaltung einer unaufhörlichen Reihe von Orgien, an denen sie Scharen nackter junger Leute beiderlei Geschlechts teilnehmen ließ.

Inzwischen stand der Palast des Kaisers, sonst ein heiliger Ort, dessen unerlaubtes Betreten bei Todesstrafe verboten war, allem Volk unterschiedslos offen. Tag und Nacht durfte dort profanes und schamloses Gesindel aus und ein gehen, sich auf Tan Kis Befehl nach Herzenslust bezechen und sich den wüstesten Ausschweifungen hingeben. Es herrschte eine schrankenlose Ungebundenheit, und neben sonstigen Exzessen waren Streit, Mord und Totschlag an der Tagesordnung. Ein Lehnsfürst, namens Kin Hou, sah voll Schmerz auf das Treiben am Hofe. Er faßte den Plan, dem Kaiser seine ebenso schöne wie edle Tochter als Geschenk anzubieten, um seinen Sinn durch sie womöglich zum Besseren zu lenken. Das Mädchen war auch bereit, sich der Politik zu opfern, und ließ sich an den Hof senden. Zunächst war der Kaiser von ihrer Schönheit geblendet, aber als sie sich weigerte, an seinen Orgien teilzunehmen, erzürnte er und ließ sie töten. Aber nicht zufrieden damit, ließ er auf Betreiben der herzlosen Tan Ki in barbarischer Grausamkeit ihren Körper zerstückeln, kochen und schickte das Fleisch als Speise ihrem Vater, den er dann gleichfalls hinrichten ließ. Diese Handlung ließ das ganze Volk von Entsetzen erschauern, und aller Wünsche und Hoffnungen wandten sich dem edlen Wu Wang zu, dem Lehnsfürsten von Tschou und mächtigsten unter den Vasallen, in dem man den kommenden Sohn des Himmels ersehnte.

Um seine Opfer zu quälen und seine Gegner zu schrecken, hatte Tschou Hsin ein neues Marterwerkzeug erfunden. Es war das eine hohe Säule aus Bronze. Innen

konnte sie geheizt und glühend heiß gemacht werden. Außen war sie mit Harz und Pech bestrichen. Oft wurden unglückliche Verurteilte nackt an die glühende Säule gekettet und so lange daran festgehalten, bis sich ihnen Haut und Fleisch losgelöst hatten. Tschou Hsin und Tan Ki pflegten sich diese Marter meist anzusehen, und man konnte sie in Lachen ausbrechen sehen, wenn sich die Opfer in Qualen wanden.

Inzwischen hatten die Großen des Reiches und die besten Minister, einer nach dem andern, sich von Tschou Hsin abgewendet und zu Wu Wang, dem Fürsten von Tschou, begeben. Sein Gebiet umfaßte damals schon zwei Drittel Chinas, und es wurde von ihm in vorbildlicher Weise verwaltet. So erblickte man in ihm den Retter des Volkes und bestürmte ihn von allen Seiten, das Reich mit bewaffneter Hand von den beiden Ungeheuern am Hofe zu befreien. Während Wu Wang noch zwischen Vasallentreue und Ergebung in den Volkswillen schwankte, traf einer seiner Boten vom Hofe ein und berichtete neue entsetzliche Schandtaten. So hatten Tschou Hsin und Tan Ki aus Neugierde, zu erfahren, wie ein Embryo sich im Mutterleib entwickelt, verschiedene schwangere Frauen ergreifen und ihnen den Mutterleib aufschneiden lassen. Diese und noch andere Unmenschlichkeiten befestigten in Wu Wang den Entschluß zur Tat; aber noch hielt er den Zeitpunkt nicht für gekommen, sondern wartete weiter, bis sich der Wille des Himmels ganz unzweideutig offenbaren würde. Selbst als kurz darauf mehr als achthundert Reichsvasallen mit ihm bei Mong Tsin zusammentrafen und ihn bestürmten,

endlich den Krieg gegen Tschou Hsin zu erklären, lehnte er noch ab und erwiderte ihnen:

„Es ist Sache des Himmels, diese Verbrechen zu ahnden, noch hat er seinen Willen nicht deutlich genug kundgetan.“

Die Versammlung der Großen bei Mong Tsin machte auf die wenigen Einsichtigen, die sich noch am Hofe befanden, tiefen Eindruck, man hielt das Ende der regierenden Dynastie nun für unmittelbar bevorstehend und versuchte den Herrscher noch in letzter Stunde zu warnen, aber vergeblich. Drei Weise waren allein noch am Hofe übriggeblieben, das waren Weh Tse, des Kaisers Bruder, und die beiden Minister Ki Tse und Pi Kan. Eines Tages trafen die drei zur Besprechung der Lage zusammen. Weh Tse ergriff zuerst das Wort und sprach:

„Umsonst waren eure weisen Ratschläge, alles ist in Auflösung, nichts vermag die Geister zur Vernunft zurückzuführen. So edle Vorbilder sich unter den Ahnen unserer Dynastie befinden, die heutigen Abkömmlinge haben sie vergessen und sind entartet. Groß und Klein, Vornehm und Arm gibt sich heute dem Laster hin. Die Gesetze sind ein Spott geworden, die Schamlosigkeit regiert. Man fürchtet sich vor keiner Strafe mehr, jeder folgt seinen Neigungen. Diebstahl, Betrug und Gaunerei, wohin man blickt. Die Besten und Edlen, alle weisen Minister und altgedienten Feldherrn haben den Hof verlassen. Rettungslos scheint die Dynastie verloren. Warum habt ihr uns nicht gewarnt?“

Ki Tse erwiderte:

„Prinz, der Himmel hat das Ende der Dynastie beschlossen. Tschou Hsin, in Ausschweifung und Schwelgerei versunken, verachtet unsere Ratschläge und entfernt alles, was ehrlich und treu ist. So verderbt sind die Sitten, daß das Volk schon die heiligen Opfertiere stiehlt, daß die Beamten, anstatt Diebstahl und Betrug zu verhindern, selbst daran teilnehmen und sich um die Beute streiten. Unerhört und ohne Maß ist die Art, wie man die Bevölkerung zu immer neuen Steuern preßt. Verödet stehen die Felder da, und wer sie bebaut, sieht sich um die Ernte betrogen. Von allen Seiten schlägt das Unheil über der Dynastie zusammen. Ich will mit ihr zugrunde gehen, ich bin zu alt, um einer neuen zu dienen. Aber Ihr, Prinz, die Ihr unsere letzte Hoffnung seid, flieht, ich beschwöre Euch, flieht!“

Der Prinz befolgte diesen Rat und verließ den Hof. Er nahm alle heiligen Opfergeräte mit und begab sich zu Wu Wang, dem Fürsten von Tschou. Mit Ketten hatte er sich selbst zuvor fesseln lassen, als er vor Wu Wang geführt wurde. Dieser nahm ihn gütig auf, löste ihn die Fesseln und ließ ihn mit fürstlichen Ehren behandeln. Der Minister Pi Kan war am Hofe zurückgeblieben, und das kam ihm teuer zu stehen. Als er eines Tages den Kaiser besonders freimütig tadelte, rief dieser wutentbrannt aus:

„Ich habe gehört, daß das Herz eines Weisen sieben verschiedene Öffnungen besitzt. Bisher konnte ich mich noch nicht davon überzeugen. Jetzt will ich es tun!“

Und alsbald gab er Befehl, dem treuen Pi Kan das Herz aus der Brust zu reißen.

Etwas milder war das Geschick, das Ki Tse, den letzten unter den drei Weisen, erwartete. Er wurde sämtlicher Würden und allen Eigentums beraubt und in den Sklavenstand versetzt. Alsdann wurde er in den Kerker geworfen.

Die freiwillige Unterwerfung von Weh Tse, des Kaisers eigenem Bruder, war für Wu Wang entscheidend, endlich dem Volkswillen nachzugeben und den Krieg gegen Tschou Hsin zu erklären.

Er weihte das Unternehmen zunächst durch ein großes Opfer, das er dem Himmel darbrachte. Alsdann stellte er ein starkes Heer auf und führte es nach Mong Tsin. Er hatte fast das ganze Reich auf seiner Seite; mehr denn achthundert Vasallenfürsten hatten sich mit ihren Truppen unter seine Banner eingereiht. In Mong Tsin, an der Furt über den Hoang ho, hielt Wu Wang seine erste Ansprache:

„Der Herrscher soll Vater und Mutter für das Volk sein. Aber der jetzige Herrscher quält das Volk und hat keine Ehrfurcht vor dem Himmel. Er ist versunken in Ausschweifung und Schwelgerei, grausam und tyrannisch. Die Ämter verteilt er unter seine Günstlinge und macht sie ihnen erblich, ohne nach Würdigkeit und Verdienst zu fragen. Durch drückende Steuern bemächtigt er sich aller Reichtümer des Landes, um üppige Paläste und Vergnügungsstätten zu bauen, künstliche Teiche und Seen zu graben. Ehrliche und gute Menschen läßt er verbrennen, schwangeren Frauen den Mutterleib aufreißen.

Mächtige Fürsten und Bundesgenossen! Aus eurem Abfall von seiner Mißwirtschaft ersehe ich, daß bei

Tschou Hsin jede Hoffnung auf Besserung vergeblich ist. Er verfault in seiner Schlechtigkeit. Weder dem Himmel noch den Ahnen bringt er Opfer dar. Er läßt es geschehen, daß Diebe die heiligen Opfertiere stehlen. Er spricht:

„Der Staat bin ich! Das Schicksal hat mich auf den Thron gesetzt, wer kann mich von ihm vertreiben?“

Jetzt hat der Himmel offenbar gemacht, daß er sich meiner bedienen will, um Rächer seiner Verbrechen zu sein. Kann ich mich dem Befehl des Himmels entziehen?“

Nach dem Übergang über den Hoang ho hielt Wu Wang eine zweite Ansprache an die versammelten Truppen:

„Ein guter Mensch kann nie genug Gutes tun, und ein Bösewicht ist unersättlich im Schlechten. Unermüdet sinnt Tschou Hsin auf immer neue Verbrechen. Leute von Weisheit und ehrwürdigem Alter verjagt er aus seiner Nähe und beraubt sie ihrer Ämter. Dafür sammelt er um sich eine nichtsnutzige Auslese unerfahrener und lasterhafter Gesellen. Zügellos überläßt er sich seinem Hang zu Ausschweifungen, Schwelgerei und Grausamkeit. Und seine Umgebung folgt seinem Beispiel. Überall Intrigen und Parteien, die sich gegenseitig zerfleischen, und Mißbrauch der Staatsautorität. Die Unschuldigen flehen zum Himmel und schreien nach Rache.

Und wenn Tschou Hsin in seinem Heer an Kriegern zehntausend mal zehntausend zählt, so fehlt es ihnen an Mut und Entschluß, weil sie ein schlechtes Gewissen haben. Und hätte ich nur zehn tapfere Mannen, ehrlich

und treu, so wäre ich ihm dennoch überlegen, weil unser Gewissen rein ist. Der Himmel hat nicht Augen und Ohren, und doch hört und sieht er alles durch das Volk, das ihm Auge und Ohr ist. Das Volk aber richtet seine Hoffnung auf mich. Deshalb muß ich in den Kampf ziehen. Mut, Kameraden! Fürchtet nicht die feindlichen Massen, sie sind von Schuld gelähmt, euren bloßen Blick können sie nicht aushalten. Mich erwartet das Volk als einen Erlöser, es zittert vor Freude beim Anblick meiner Truppen, es drängt sich zur Begrüßung und beugt sich so heftig voll inbrünstiger Hingebung zur Erde, als ob es sich die Stirnschalen auf dem Boden zerschmettern wollte.“

Am nächsten Tage teilte Wu Wang das Heer in sechs Treffen ein und hielt die dritte Ansprache, worin er erneut die Verbrechen Tschou Hsins aufzählte und seine Mannschaften zu tapferen Aushalten anfeuerte. Siebenundzwanzig Tage später fand die Entscheidungsschlacht bei Mu yiä nahe der Hauptstadt statt. Bei Tagesanbruch vor Beginn des Kampfes trat Wu Wang, in der einen Hand die Streitaxt, in der anderen ein Banner, aus dem Zelt hervor und hielt folgende Ansprache an die Führer seines Heeres:

„Treue Streitgenossen, verbündete Fürsten, Feldherren und Hauptleute! Hört meine Worte! Der Augenblick der Entscheidung ist gekommen! Ein altes Sprichwort sagt: wenn die Henne am Morgen (vor dem Hahne) kräht, so steht dem Hause nahes Unglück bevor! Heute läßt sich Tschou Hsin von der Laune einer Frau führen, die an seiner Stelle regiert und die Ämter verteilt. Seine Ahnen, seine Onkel und Brüder mißachtet er und zieht ihnen

Gesindel vor. Der Auswurf aller Länder findet bei ihm Schutz, Gunst und Stellung. So trägt er Schuld an den Zuständen, unter denen das Volk stöhnt. Heute bin ich gekommen, um ehrfurchtsvoll den Befehl des Himmels zu vollstrecken. Angesichts der Hauptstadt rüstet euch zum Kampf! Seid furchtbar wie Bären, Leoparden und Tiger! Aber schont derer, die sich euch ergeben und die Waffen strecken!“

Bald darauf fand die Schlacht statt. Die zahlenmäßig weit überlegenen Truppen Tschou Hsins erlitten eine vernichtende Niederlage. Tschou Hsin flüchtete in den Palast, bekleidete sich mit den kostbarsten Gewändern und Kleinodien und gab sich den Flammen preis. Sein Sohn ließ sich in Ketten, den Strick am Hals, einen leeren Sarg an der Seite, vor Wu Wang bringen. Dieser empfing ihn gütig, löste ihm die Fesseln und ließ den Sarg verbrennen. Tan Ki, die wahre Ursache des ganzen Unglücks, hatte die Dreistigkeit, ihren schönsten Schmuck anzulegen und sich aufzumachen, um Wu Wang zu begrüßen. Aber unterwegs wurde sie angehalten, in Ketten geworfen und auf Wu Wangs Befehl hingerichtet.

Nach dem Einzug in die Hauptstadt ließ Wu Wang zunächst den edlen Ki Tse, den Tschou Hsin zum Dank für seine unermüdlichen Warnungen in den Kerker geworfen hatte, befreien und mit großen Ehren begrüßen. Wu Wang wollte ihn zu seinem Reichskanzler machen. Aber Ki Tse lehnte dankend ab, unter Hinweis darauf, daß er als früherer Minister des gestürzten Herrschers diesem auch jetzt noch Treue schuldig sei und Wu Wang, der ihn gestürzt habe, unmöglich dienen könne, so sehr

er auch seine hohen Verdienste würdige. Weit entfernt, durch diese Haltung Kränkung zu empfinden, spendete ihm Wu Wang vor versammeltem Hofe lautes Lob und machte ihn zum Lehnsfürsten von Liao tung. Sodann verteilte er die unermesslichen Schätze und Vorräte, die er in Tschou Hsins Prunkpalast, der „Hirschtterasse“, angehäuft fand, restlos unter die Truppen und Armen. Für sich selbst behielt er nichts. Die zahllosen Frauen und Mädchen, die sich in den kaiserlichen Harems vorfanden, ließ er frei und schickte sie zu ihren Familien zurück. Sodann stattete er dem Grabmal des weisen Pi Kan, Tschou Hsins Minister, dem dieser zur Strafe für seinen Freimut das Herz herausreißen ließ, einen Besuch ab und pries unter Tränen sein Andenken. Mit diesem edlen und weisen Benehmen eroberte er sich die Zuneigung des ganzen Volkes. Die Leute sagten:

„Wenn er so selbstlos ist, zu einer Zeit, da seiner unumschränkten Macht alles erlaubt scheint, so wohlthätig, so mäßig und enthaltsam, so pietätvoll gegen Verstorbene, dann haben wir von ihm alles Gute zu erwarten.“

So konnte Wu Wang, getragen von der Volksstimmung, die Tschou-Dynastie begründen, die nicht weniger als neunhundert Jahre über China herrschen sollte.

PAO TZE

Eine Episode aus dem Tung tschou liä kwo tschi, „Geschichte der Fürstentümer zur Zeit der östlichen Tschou-Dynastie“.

Es war im neununddreißigsten Jahre seiner Regierung (789 v. Chr.), als Kaiser Hsüan Wang aus dem Hause Tschou eines Tages von einem Feldzug gegen die „hün-

dischen Westbarbaren“ in seine Hauptstadt Hao tschong zurückkehrte. Kurz bevor er den Palast erreichte, bemerkte er auf der Straße eine Schar kleiner Jungen, welche im Takt in die Hände klatschten und dazu im Chor sangen. Der Kaiser ließ seinen Wagen halten und lauschte. Der Text des Liedes lautete:

„Es steigt der Mond,
Die Sonne sinkt.
Durch den Bogen von Yen,
Durch den Köcher von Ki
Droht Untergang, ach!
Dem Hause Tschou.“

Hsüan Wang war von diesen Worten unangenehm berührt und befahl seinen Leuten, die Jungen sämtlich festzunehmen und vor ihn zu bringen. Aber die Schar war geschwind auseinandergestoben, und bloß zwei Knaben, einen älteren und einen jüngeren, gelang es, zu erwischen. Sie wurden vor den kaiserlichen Wagen gebracht, wo sie hinknieten und die Stirn auf den Boden legten. Hs Wang fragte: „Wer hat dies Lied gemacht?“

Der Kleinere war vor Angst und Zittern unfähig zu sprechen, aber der Ältere faßte sich und erwiderte:

„Das Lied stammt nicht aus unserer Gegend, vor drei Tagen kam ein fremder Junge, der ein rotes Wams trug, auf den Markt und brachte uns die sechs Zeilen bei. Seit her hat das Lied die Runde durch die Stadt gemacht, alle Kinder auf der Straße singen es, wie auf Verabredung.“

Hsüan Wang fragte weiter: „Wo steckt denn der rotgekleidete Junge?“ — „Niemand weiß, wo er seitdem geblieben ist“, entgegnete der Gefragte.

Der Kaiser sann eine Weile nach und schickte dann

die beiden ungnädig weg, durch den Polizeipräfekten aber ließ er alsbald ein Verbot veröffentlichen, das bei strenger Strafe das weitere Singen des bewußten Verses untersagte. Hierauf kehrte er in den Palast zurück. Am nächsten Morgen bei der Frühaudienz erzählte er nach beendetem Begrüßungszeremoniell den versammelten Ministern sein Erlebnis vom Abend vorher und ersuchte sie um ihre Meinung. Der Kultusminister Schao Hu Tai nahm das Wort und sprach:

„Yen ist der Name eines im Gebirge wachsenden wilden Maulbeerbaumes, aus dessen Holz man Bogen verfertigt. Das ist die Bedeutung der Worte ‚durch den Bogen von Yen‘. Ki ist der Name eines Krautes, aus dem man Pfeilköcher macht. Das ist der Sinn der Worte ‚durch den Köcher von Ki‘. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht steht der Dynastie ein Unglück durch Bogen und Pfeile bevor.“

Der Kaiser fragte von neuem:

„Das Lied ist durch einen rotgekleideten Jungen verbreitet worden. Wer mag das sein?“

Der Hofastrologe Po Yang Fu erwiderte:

„Wenn in Straßen und Gassen ein Wort auftaucht, dessen Ursprung sich nicht feststellen läßt, so nennt man das eine Prophezeiung des Volksmundes. In der Absicht, den Herrscher zu warnen, hat sich der erhabene Himmel eines Knaben bedient, um ein prophetisches Wort durch Kindermund zu verbreiten. Ein solches prophetisches Wort aus Kindermund kann je nachdem auf Glück oder Unglück, auf Blüte oder Verfall des Reiches deuten. Diesmal enthält es eine Warnung des Himmels für Euere Majestät.“

Der Kaiser sprach:

„So befehle ich, alle in meinen Arsenalen befindlichen Bogen und Pfeile sollen verbrannt, ihre weitere Herstellung im ganzen Reiche verboten werden. Sprich, Astrologe, kann auf diese Weise das drohende Unheil abgewehrt werden?“

Po Yang Fu antwortete:

„Ich habe die Himmelszeichen untersucht und das Horoskop gestellt. Danach scheint alles auf ein Ereignis zu deuten, das sich innerhalb des Palastes vorbereitet, nicht draußen. Die Geschichte mit den Bogen und Pfeilen bezieht sich auf irgendein Unheil, das von einer künftigen Kaiserin ausgehen wird. Darum heißt es in der Prophezeiung:

„Es steigt der Mond,
Die Sonne sinkt.“

Die Sonne aber ist das Sinnbild des Herrschers, der Mond gehört zum weiblichen Element. ‚Die Sonne sinkt, der Mond steigt‘, das heißt: das weibliche Prinzip gewinnt die Oberhand, das männliche Prinzip muß weichen. Daß eine Kaiserin dem Lande Unglück bringen wird, scheint hiernach klar.“

Hsüan Wang entgegnete:

„Was die Angelegenheiten meiner sechs Harems betrifft, so habe ich mich stets auf die Tugend meiner hohen Gemahlin, der Kaiserin Kiang verlassen können. Bei der Auswahl der Palastdamen hat sie stets größte Sorgfalt gezeigt. Ein von Frauen ausgehendes Unglück ist ganz undenkbar.“

Hierauf erwiderte der Astrologe:

„In der Prophezeiung ist nicht gesagt, daß die Sache augenblicklich passieren muß, auch ist nur eine drohende Gefahr angedeutet, die sich nicht notwendigerweise zu verwirklichen braucht. Durch strenge Beobachtung der Weisheitsvorschriften kann das Unglück nicht nur abgewandt, sondern möglicherweise in Segen umgewandelt werden. Unnötig erscheint die Verbrennung von Bogen und Pfeilen.“

Der Kaiser hob die Versammlung auf und kehrte mißgelaunt, zwischen Glaube und Zweifel schwankend, in die inneren Gemächer zurück. Dort erwartete ihn die Kaiserin Kiang. Beide setzten sich zusammen, und der Kaiser erzählte seiner Gemahlin den Vorfall vom letzten Abend, und was die Großen dazu geäußert hatten. Da sprach die Kaiserin:

„Im Palaste ist etwas Außerordentliches vorgefallen; ich wollte es dir schon mitteilen. Eine ältere Dienerin, die schon über die Fünfzig ist und seit vierzig Jahren im Zustande der Schwangerschaft war, hat gestern abend ein Mädchen zur Welt gebracht.“

Der Kaiser erschrak und fragte:

„Wo ist das neugeborene Kind?“

„Ich war der Meinung,“ fuhr die Kaiserin fort, „es sei ein Unglückskind; ich habe es daher in bastgeflochtene Matten wickeln und zwanzig Meilen von hier im ‚Klarwasser‘-Flusse aussetzen lassen.“

Sofort schickte der Kaiser Haremswärter nach dem Flusse „Klarwasser“, um nach dem Kinde zu forschen. Aber bald kamen diese zurück und meldeten, es sei keine Spur zu entdecken gewesen.

Am nächsten Tage bei der Frühaudienz erzählte der Kaiser dem Hofastrologen Po Yang Fu die Geschichte von dem ausgesetzten Kinde und fragte ihn um seine Meinung. Dieser erwiderte:

„Meine Meinung ist, daß der Zauber zwar aus dem Palaste gewichen, aber noch keineswegs vernichtet ist.“

Der Kaiser war über diese Antwort wenig erfreut und erteilte sogleich den Befehl, innerhalb und außerhalb der Hauptstadt von Haus zu Haus zu suchen und nach dem Kinde zu forschen. Wer es tot oder lebendig bringe, solle eine Belohnung von zweihundert Ballen Seide bekommen, und ebensoviel, wer als erster Anzeige von seinem Verbleib erstatte. Dagegen solle samt seiner ganzen Familie hingerichtet werden, wer es bei sich aufnehme und ernähre. Außerdem wurde die Polizei angewiesen, bei Todesstrafe dafür zu sorgen, daß in den Läden und auf den Märkten keine Bogen aus dem Holze des wilden Maulbeerbaumes und keine Köcher aus dem Kraute Ki verkauft würden.

Am nächsten Tage traf es sich, daß ein Weib, mit einem Pack Köcher aus dem Kraute Ki beladen, und hinter ihr drein ihr Mann, der zehn Bogen vom Holz des wilden Maulbeerbaumes auf dem Rücken trug, die Landstraße nach der Hauptstadt zu dahergezogen kamen. Die Eheleute wohnten weit weg auf dem Lande und wollten in der Hauptstadt ihre Ware verkaufen, denn sie hatten noch nichts von dem neuesten Polizeiverbot gehört. Bevor sie aber das Stadttor erreichten, stürzten sich schon einige Wächter auf sie, um sie, dem kaiserlichen Befehl gemäß, festzunehmen. Die Frau lief ihnen

auch wirklich in die Arme, dem Mann aber, der die Bogen sofort fallen ließ, gelang es, zu entkommen. Die Frau dagegen wurde gefesselt und samt Köchern und Bogen vor den Polizeipräfekten gebracht. Dieser dachte bei sich: die beschlagnahmten Gegenstände entsprechen vollständig dem Wortlaut des Volksliedes; ferner sagte der Hofastronom, das Unglück werde von einem Weibe ausgehen, das Weib ist jetzt gefunden, und der Befehl des Kaisers kann als erledigt angesehen werden. Demgemäß reichte er dem Throne einen Bericht ein, in welchem er den Mann ganz mit Stillschweigen überging und nur die Frau erwähnte, welche die verbotenen Gegenstände zum Verkauf gehabt und somit ihr Leben verwirkt habe. Der Kaiser befahl darauf, die Frau hinzurichten und die Bogen und Köcher zur Warnung auf offenem Markte zu verbrennen.

Er glaubte, die Prophezeiung aus Kindermunde habe damit ihre Lösung gefunden, und fühlte sich wieder beruhigt.

Inzwischen hatte der Mann mit den Bogen, der den Polizeihäschern glücklich entronnen war, die Nacht in einem Versteck in der Nähe eines Dorfes zugebracht. Am nächsten Morgen wagte er sich wieder unter die Menschen, und da hörte er, wie sie von dem neuen Polizeiverbot und der Hinrichtung seiner Frau sprachen. Traurig, und doch zugleich froh, selbst dem Tode entronnen zu sein, ging er aufs Geratewohl weiter und kam nach einigen Meilen in die Nähe des Flusses „Klarwasser“. Da fiel ihm schon von weitem eine dichte Wolke Vögel auf, die über dem Wasser kreisten und schrien,

und als er sich dem Ufer näherte, da gewahrte er auf den Wellen schwimmend ein Bündel aus bastgeflechtene Matten; die Vögel zerrten mit ihren Schnäbeln daran herum, schrien unaufhörlich dazu und zerrten es schließlich bis an den Rand des Ufers. Der Mann, aufs höchste erstaunt, scheuchte die Vögel weg und zog das Bündel, noch tiefend, aus dem Wasser heraus, legte es auf die grasbewachsene Uferböschung und öffnete es. Da klang ihm ein feines Wimmern und Weinen ins Ohr, und es kam ein neugeborenes kleines Mädchen zum Vorschein.

Wer mag dieses Kind in den Fluß geworfen haben? dachte der Mann bei sich. Da nun sogar die Schar der Vögel hilfreich hinzugekommen ist, um es mit ihren Schnäbeln aus dem Wasser zu ziehen, so ist es klar, daß dies Mädchen kein gewöhnliches Menschenkind sein kann. Ich will es mit mir nehmen und großziehen.

Er wickelte also das Kind in seinen Mantel und wanderte nach dem Dorfe Pao, wo Bekannte von ihm lebten. Dort hörte er, daß die Frau eines gewissen Tze Ta soeben ein Kind geboren habe, das gleich nach der Geburt gestorben war. Das kam ihm wie ein Fingerzeig des Zufalls vor. Er begab sich also zu Tze Ta und bewog ihn, gegen einige Ballen Baumwollzeug den Findling zu adoptieren und aufzuziehen. So kam das Mädchen zu dem Namen Pao Tze.

Am Hofe war unterdes die Geschichte mit den Bogen und Köchern so gut wie in Vergessenheit geraten, man ahnte nicht, daß erst achtzehn Jahre später die Lösung des Rätsels eintreten werde. Als nach einigen Jahren der Kaiser Hsüan Wang starb, stieg der Kronprinz Kung

Niä auf den Thron und nahm den Titel Yu Wang an. Der neue Kaiser war von grausamer Natur und ohne alle guten Grundsätze. Schon während der Zeit der Trauer um den verstorbenen Vater zeigte er keine Spur von Betrübniß, sondern tat sich mit einer Gesellschaft von Wüstlingen zusammen, mit denen er wilde Schwelgereien veranstaltete. Als nun auch kurz darauf die Kaiserinmutter verstarb, kannte er überhaupt keine Selbstzucht mehr, sondern überließ sich ganz dem Vergnügen und der Ausschweifung. Um die Staatsgeschäfte kümmerte er sich gar nicht. Sein Schwiegervater, der Fürst von Schen, machte ihm öfters Vorhaltungen wegen seiner Führung, aber da sie nichts fruchteten, zog er sich vom Hofe zurück in sein Land Schen. An Stelle alter bewährter Ratgeber des früheren Kaisers setzte Yu Wang in die höchsten Ämter habgierige Intriganten und Schmeichler ein, die ihm in allem zu Willen waren. Der einzige tüchtige Mann am Hofe war der Kultusminister, Graf Yo von Tschong, aber er besaß beim Kaiser kein Gehör.

Eines Tages bei der Audienz wurde ein Bericht des Statthalters von Ki schan vorgelegt, worin mitgeteilt war, daß in der Gegend der drei Flüsse Tsing, Ho und Lo ein Erdbeben stattgefunden habe.

„Bergstürze und Erdbeben“, sprach der Kaiser gelangweilt, „sind alltägliche Vorkommnisse, wozu ist es nötig, mir darüber zu berichten?“

Mit diesen Worten brach er die Sitzung ab und zog sich zurück. Als er gegangen war, nahm der Hofastrologe Po Yang Fu den Staatsrat Tschao Schu Tai bei der Hand und sagte seufzend:

„Die drei Flüsse Tsing, Ho und Lo entspringen auf dem Berge Ki schan; dieses Erdbeben hat etwas zu bedeuten. Vor alters trockneten die Flüsse I und Lo aus, und bald darauf ging die Hsia-Dynastie zugrunde; das gleiche war mit der Schang-Dynastie der Fall, als der Fluß Ho austrocknete. Jetzt hat an den Ufern dreier Flüsse ein Erdbeben stattgefunden. Die Folge wird sein, daß die Quellen dieser Flüsse zugeschüttet werden und sie selbst austrocknen, und der Berg Ki schan wird einstürzen. Dieser Berg aber ist es, wo einst die Ahnherren der regierenden Dynastie ihren Wohnsitz hatten. Wenn der Berg einstürzt, muß Unglück über das Haus Tschou hereinbrechen.“

„Wenn dem Lande Unglück bevorsteht, sprich, wann wird es eintreten?“ fragte Tschao Schu Tai.

Po Yang Fu hob die zehn Finger in die Höhe und sagte: „Nicht mehr als zehn Jahre werden darüber hingehen.“

„Wie kannst du das bestimmen?“ fragte der andere.

„Wenn das Maß des Guten voll ist, kommt Segen, und umgekehrt Unglück. Zehn ist die volle Zahl“, lautete Po Yang Fus Antwort.

„Der Sohn des Himmels vernachlässigt die Regierung“, rief Tschao Schu Tai aus. „Unwürdige bekleiden die höchsten Ämter. Meine Pflicht gebietet, dem Kaiser Vorstellungen zu machen.“

„Ich fürchte, deine Worte werden keinen Erfolg haben“, war des anderen Antwort.

Unterdessen hatte die lange heimliche Unterredung der beiden die Aufmerksamkeit der Umstehenden erregt,

und die Kunde davon wurde sogleich dem alten Höfling Fürst Schi Fu von Ko hinterbracht. Dieser fürchtete, Tschao Schu Tai möchte in seiner Freimütigkeit dem Kaiser seine eigene Unwürdigkeit als Kanzler aufdecken und wollte dem zuvorkommen. Er begab sich daher sogleich ins Palastinnere und erzählte dem Kaiser von der heimlichen Unterredung der beiden, die er rebellischer Gesinnung bezichtigte. Aber der Kaiser sagte nur:

„Wenn Dummköpfe sich über Staatsangelegenheiten unterhalten, so hat das nicht mehr zu bedeuten, als wenn in der Heide ein Dunst aufsteigt. Es ist überflüssig, davon Notiz zu nehmen.“

Tschao Schu Tai wurde tatsächlich beim Kaiser vorstellig, fand aber kein Gehör.

Nach einigen Tagen lief eine neue Eingabe des Statthalters von Ki schan ein, welche meldete, alle drei Flüsse seien jetzt eingetrocknet, und am Berge Ki schan habe ein großer Erdrutsch stattgefunden und eine Menge Volks verschüttet. Auch diese Nachricht machte auf Yu Wang keinen Eindruck, seine einzige Sorge blieb, möglichst viel hübsche Mädchen in den Harem zu bekommen. Da reichte Tschao Schu Tai eine schriftliche Eingabe beim Thron ein, worin er sagte:

„Berge stürzen ein und Flüsse trocknen aus, die Eingeweide der Erde sind in Aufruhr, das Hohe stürzt, das Niedrige zittert, das alles sind schlimme Vorzeichen für die Dynastie. Die Gegend am Berge Ki schan ist der Stammsitz des Kaiserlichen Hauses, wenn dieser Berg einstürzt, so hat das etwas zu bedeuten. Wenn Euere Majestät sich jetzt um die Regierung kümmern, für das

Wohlergehn des Volkes sorgen und tüchtige Männer zu Ratgebern erwählen wollten, so ist zu hoffen, daß die drohende Gefahr sich noch abwenden läßt. Was aber soll werden, wenn Euere Majestät nicht nach weisen Ratgebern, sondern nur nach schönen Mädchen sucht!“

Der Fürst Schi Fu von Ko suchte diese Eingabe beim Kaiser lächerlich zu machen und sagte:

„Jetzt haben wir schon lange Hao tschong als Reichshauptstadt. Die Gegend am Berge Ki schan gilt uns ebensoviel wie abgetragene Schuhe, die man fortgeworfen hat. Was kümmert uns Ki schan? Tschao Schu Tai hat es seit jeher an der schuldigen Ehrfurcht gegenüber Euerer Majestät fehlen lassen, jetzt benutzt er Vorwände, um Verleumdungen auszustreuen. Ich hoffe, daß Euere Majestät das nicht dulden werden.“

Der Kaiser entschied: „Schi Fu hat Recht.“

Tschao Schu Tai wurde demgemäß seines Amtes entsetzt und vom Hof verbannt. Tschao Schu Tai seufzte und sprach:

„Ein dem Untergange verfallenes Land hütet man sich zu betreten, in einem Staate, wo Anarchie herrscht, bleibt man nicht wohnen. Ich mag nicht untätig hier sitzen, bis die Zeit kommt, wo hoher Weizen wachsen wird an der Stelle, da jetzt der Palast glänzend ragt.“

Hierauf begab er sich mit seiner Familie in das Land Tsin.

Um die gleiche Zeit begab es sich, daß der Staatsrat und Lehnsherr Hsiang von Pao von seiner Besitzung in der Hauptstadt eintraf. Als er von Tschao Schu Tais Verbannung hörte, erbat er Audienz und sprach:

„Wenn der Herrscher die Warnungen des Himmels verachtet und treue Diener der Krone verbannt, wird es der Dynastie übel ergehen, und die Schutzgötter werden sie im Stiche lassen.“

Yu Wang geriet in Zorn und ließ Hsiang von Pao augenblicklich in den Kerker werfen. Von dieser Zeit an wagte niemand mehr, dem Kaiser gegenüber mit Freimut zu reden, und die Gutgesinnten gaben alle Hoffnung auf Besserung auf.

Indes wuchs Pao Tze fern vom Hofe in ländlicher Einfachheit auf. Als sie vierzehn Jahre zählte, war sie bereits so entwickelt, als sei sie sechzehn oder siebzehn. Sie hatte große Augen und feingeschwungene Brauen, die sich in der Mitte berührten, rote Lippen und weiße Perlenzähne. Ihr Haupthaar ähnelte einer schwarzen Wolke, ihre Finger waren kunstvoll geschnittene Edelsteine. Sie glich einer Blume, ihr Antlitz war lieblich wie Mondschein, ihre Schönheit schien ausreichend, um ganze Städte und Länder zu Fall zu bringen. Aber einmal wohnte sie in ländlicher Zurückgezogenheit, sodann war sie noch so jung an Jahren, so kam es, daß sie trotz ihrer berückenden Schönheit noch unvermählt war.

Nun begab es sich, daß eines Tages der Sohn des gefangenen Lehnsherrn von Pao übers Land reiste, um Pachtgelder einzufordern. Sein Weg führte ihn durch das Dorf, wo Pao Tze wohnte, und der Zufall wollte, daß er sie erblickte, als sie vor der Tür ihres Hauses stand und Wasser schöpfte. Obgleich sie in bäurischer Tracht war, vermochte die Einfachheit des Kleides ihre unvergleichliche natürliche Schönheit nicht zu verbergen.

Hung To, so hieß der Sohn des Lehnsherren, war erstaunt, in einem so erbärmlichen Dorfe eine so erlesene Schönheit zu erblicken. Da fiel ihm ein, daß sein Vater nun schon drei Jahre im Kerker schmachtete, und daß er vielleicht seine Befreiung erwirken könnte, wenn er dem Kaiser das schöne Mädchen als Geschenk anbiete. Er erkundigte sich bei den Nachbarn nach den näheren Verhältnissen des Mädchens, kehrte nach Hause zurück und sprach zu seiner Mutter:

„Meines Vaters einziges Verbrechen besteht darin, dem Kaiser freimütig die Wahrheit gesagt zu haben. Das ist keine unverzeihliche Sünde. Jetzt ist der Himmelssohn der Schwelgerei ergeben und ohne feste Grundsätze. Sein ganzes Trachten ist, soviel schöne Mädchen als möglich in seinen Harem zu bringen. Da ist nun die Pflgetochter des Tze Ta, das ist eine ganz ungewöhnlich vollendete Schönheit. Wenn wir die, koste es, was es wolle, kaufen, und sie dem Kaiser als Geschenk anbieten, können wir vielleicht die Befreiung des Vaters aus dem Kerker erreichen.“

„Wenn sich dieser Plan verwirklichen ließe,“ erwiderte die Mutter, „so sollte es mir auf den Preis nicht ankommen. Mag es kosten, was es wolle, eile und verliere keine Zeit.“

Sofort machte sich Hung To auf den Weg zu Tze Ta und vereinbarte mit ihm einen Preis von dreihundert Ballen Seide und Kattun. Nachdem er Pao Tze auf diese Weise gekauft hatte, nahm er sie mit nach Haus, wusch sie mit wohlriechenden Essenzen, gab ihr die feinsten Speisen zu essen, kleidete sie in schöne Gewänder und

unterwies sie in den Gebräuchen der guten Gesellschaft. Dann reiste er mit ihr nach der Hauptstadt. Dort bewog er mit großen Geldopfern den einflußreichen Fürsten Schi Fu von Ko, dem Kaiser folgende Eingabe zu übermitteln:

„Hsiang von Pao sieht sein Vergehen ein und bekennt, den Tod zehntausendmal verdient zu haben. Sein Sohn aber, Hung To, von kindlicher Liebe zu seinem Vater getrieben, hat als Sühne für dessen Verbrechen ein schönes Mädchen namens Pao Tze nach der Stadt gebracht, welches er Seiner Majestät als Geschenk anzubieten wagt in der Hoffnung, dafür Vergebung für seinen Vater zu erlangen.“

Yu Wang befahl, die Pao Tze sogleich herbeizuführen. Nachdem das Begrüßungszeremoniell vorüber war, faßte er das Mädchen näher ins Auge und entdeckte, daß die Schönheit ihrer Gesichtszüge und die Anmut ihrer Gestalt derart war, wie er Ähnliches zuvor nicht gesehen hatte. Auf wen sie ihren strahlenden Blick richtete, der fühlte sich wie von Licht durchflutet. So viel schöne Mädchen dem Kaiser schon aus allen vier Himmelsrichtungen zugeführt waren, so befand sich doch keine darunter, die auch nur entfernt einen Vergleich mit Pao Tze ausgehalten hätte. Hoherfreut, und ohne die Kaiserin zu verständigen, behielt er daher das Mädchen sogleich da und wies ihr einen besonderen Pavillon im Hauptpalast an. Gleichzeitig erließ er ein Edikt, durch welches Hsiang von Pao aus dem Kerker entlassen und in sein früheres Amt eingesetzt wurde. Noch in derselben Nacht teilte Yu Wang sein Lager mit Pao Tze, und es erübrigt

sich, die Freude der Fische im Wasser zu beschreiben. Von da an waren Yu Wang und Pao Tze unzertrennlich. Sie saßen Fuß an Fuß und standen Arm an Arm. Wenn sie tranken, tauschten sie miteinander die Becher, wenn sie aßen, teilten sie miteinander Schüssel und Teller. Zehn Tage hintereinander erschien der Kaiser nicht zur Audienz. Die hohen Beamten, die sich an der Türe des Audienzsaales drängten, bekamen sein Gesicht nicht zu sehen und gingen seufzend wieder von dannen. Drei Monate verweilte so der Kaiser im „Jaspis-Pavillon“ bei Pao Tze, ohne ein einziges Mal die Gemächer der Kaiserin zu betreten. „Hanftuch und Dorn“ (das heißt ein Mädchen aus niederem Volke, welches einen Rock von Hanftuch und als Haarnadel einen Dorn trägt) „waren zu Lagergenossen des Kaisers geworden“, so hieß es im Volksmund.

Endlich erfuhr die Kaiserin, was vorgefallen war. Außer sich vor Zorn drang sie eines Tages unangemeldet in Begleitung mehrerer Hofdamen in den „Jaspis-Pavillon“ ein, wo sie den Kaiser mit Pao Tze auf dem Schoße sitzend antraf. Als die Kaiserin eintrat, unterließ es Pao Tze, aufzustehen und sie zu begrüßen.

„Was für ein Ding, was für eine gemeine Sklavin ist hier eingedrungen und verunreinigt den Palast?“ fuhr die Kaiserin los. Schützend stellte sich nun der Kaiser vor sie hin und erklärte:

„Das ist ein neues Mädchen für den Harem; ihr Rang ist noch nicht festgesetzt, daher habe ich sie dir noch nicht vorstellen lassen. Du brauchst dich nicht aufzuregen.“

Hierauf ging die Kaiserin wütend weg. Pao Tze fragte: „Wer war dies?“ „Die Kaiserin, du kannst ihr morgen deine Aufwartung machen“, erwiderte Yu Wang. Pao Tze schwieg nachdenklich. Am folgenden Tage aber ging sie nicht zur Kaiserin hin. Diese saß inzwischen schwer gekränkt in ihren Gemächern. Der Kronprinz I Kiu kniete vor ihr nieder und sprach:

„Meine Mutter, du bist die Herrin der sechs Harems. Was kann dir in so erhabener Stellung Grund zur Trauer geben?“

Die Kaiserin erwiderte:

„Dein Vater läßt den Abstand außer acht, der zwischen rechtmäßiger Gattin und Nebenfrau bestehen muß, und wendet alle Zuneigung der Pao Tze zu. Wenn dieses Weibes Macht nicht gebrochen wird, werden wir zwei bald aus dem Palast verdrängt sein.“

Und sie erzählte ihrem Sohne ausführlich, wie respektlos sich Pao Tze ihr gegenüber benommen hatte. Dabei flossen ihr unaufhörlich die Tränen.

Der Kronprinz tröstete sie und sprach:

„Das will ich in Ordnung bringen, morgen ist der erste Tag des neuen Monats. Da muß mein kaiserlicher Vater Audienz halten. Währenddessen schickst du einige Diener nach den Blumenbeeten vor dem „Jaspis-Pavillon“ und läßt sie dort Blumen abflücken. Auf diese Weise werden wir die unwürdige Sklavin aus dem Pavillon herauslocken. Dann will ich sie vor deinen Augen züchtigen, um dir Genugtuung zu verschaffen. Wenn mein Vater darüber böse wird, werde ich alle Schuld auf mich nehmen.“

Die Kaiserin wollte ihn zurückhalten, aber der Kronprinz stürmte fort, entschlossen, sein Vorhaben auszuführen.

Am nächsten Tage begab sich der Kaiser tatsächlich zur Audienz, um die Glückwünsche der versammelten Beamtenschaft entgegenzunehmen. Underdes schickte der Kronprinz mehrere Diener nach den Blumenbeeten am „Jaspis-Pavillon“, welche, seinem Befehle entsprechend, Blumen abzureißen und zu zertreten anfangen. Als bald kamen kaiserliche Gartenwächter herbei, um ihnen das Abpflücken zu verwehren. „Diese Blumen hat der Kaiser ausdrücklich für die Kaiserin Pao Tze anpflanzen lassen, er kommt häufig, um sie persönlich in Augenschein zu nehmen,“ so sprachen die Gartenwächter, „wenn ihr sie pflückt und zertretet, macht ihr euch keines geringen Vergehens schuldig.“ Worauf die anderen entgegneten: „Wir sind auf ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen hier, um die Blumen für die rechtmäßige Kaiserin zu pflücken. Wer wagt es, uns daran zu hindern?“

Beide Parteien gerieten nun in so heftigen Wortwechsel, daß Pao Tze auf den Lärm aufmerksam wurde und selbst in den Garten hinaustrat. Als sie den Sachverhalt erfuhr, wollte sie eben die kronprinzlichen Diener mit heftigen Worten zurechtweisen, als plötzlich der Kronprinz selber vor sie hintrat. Darauf war sie nicht im mindesten gefaßt. In feindseliger Haltung, Zorn im Auge, kam nun der Kronprinz noch einen Schritt näher, packte sie an den Locken und schrie sie an:

„Wer bist du eigentlich, Weib ohne Namen und Rang, daß du es wagst, dir den Rang einer Kaiserin anzu-

maßen und auf andere herabzusehen? Jetzt will ich dir zeigen, wer ich bin.“

Hierauf fing er an, mit geballter Faust auf sie einzuschlagen. Inzwischen waren einige Palastdamen herbeigeeilt, knieten zu Füßen des Kronprinzen nieder, berührten mit der Stirn den Boden und flehten:

„Oh, Prinz, übt Gnade! Denkt an den Kaiser!“

Da hörte der Prinz mit Schlagen auf, auch fürchtete er, schließlich den Tod der Pao Tze herbeizuführen. Diese eilte sogleich, ihren Schmerz und ihre brennende Scham unterdrückend, in den Pavillon zurück. Sie begriff sehr wohl, daß der Kronprinz seine Mutter an ihr rächen wollte, und brach in heftiges Schluchzen aus. Mit aufgelöstem Haar und Tränenperlen in den Augen fand sie der Kaiser vor, als er sie nach beendigter Audienz im „Jaspis-Pavillon“ aufsuchte.

„Geliebte,“ so fragte er, „weshalb bist du noch nicht frisiert und gekleidet?“

Pao Tze faßte ihn am Ärmel seines Gewandes und erzählte ihm unter Schluchzen den Vorfall. Der Kaiser begriff den Zusammenhang und sprach:

„Das alles ist eine Folge davon, daß du der Kaiserin keinen Besuch gemacht hast. Der Kronprinz ist in ihrem Auftrag gekommen, du tust Unrecht, wenn du ihm zürnst.“

„Der Kronprinz haßt mich seiner Mutter wegen“, entgegnete Pao Tze. „Er strebt nach meinem Leben. Wenn ich, ein einzelner Mensch, stürbe, läge mir auch wenig daran, aber seitdem Ihr mich Eurer Liebe gewürdigt habt, ist seit zwei Monden mein Leben das Leben zweier

Menschen. Ich bitte Eure Majestät, mich aus dem Palast zu entlassen, damit das Leben Eures Kindes nicht länger in Gefahr sei.“

„Geliebte, beruhige dich,“ sprach Yu Wang, „ich habe Macht, zu strafen.“

Am selben Tage erging ein kaiserliches Edikt des Inhalts:

„Der Kronprinz I Kiu ist zügellos, ungehorsam und ohne Grundsätze. Er wird daher nach dem Lande Schen verbannt, um dort die Unterweisung des Fürsten von Schen zu genießen. Die Erzieher des Prinzen haben sich der ihnen anvertrauten Aufgabe nicht gewachsen gezeigt und werden daher ihres Amtes entsetzt.“

Der Kronprinz mußte alsbald den Palast verlassen, ohne noch zuvor den Kaiser sehen zu dürfen. Der Kaiserin aber vergingen die Tage unter Tränen und Kummernis.

Pao Tze gebar im zehnten Monat einen Sohn, welchen Yu Wang liebte wie ein Kleinod. Er gab ihm den Namen Po Fu und gedachte ihn anstatt des verbannten Kronprinzen als Thronerben einzusetzen, aber er war in Verlegenheit, wie er diesen Schritt nach außen hin begründen solle. Der Höfling Fürst Schi Fu von Ko erriet seine Gedanken und besprach sich deshalb mit seinem Kollegen Yin Kiu. Beide Männer setzten sich alsbald mit Pao Tze in Verbindung und sagten zu ihr:

„Nachdem der Kronprinz einmal verbannt ist, muß selbstverständlich Po Fu Erbe des Throns werden. Wenn Ihr, hohe Frau, in traulichen Stunden der Liebe den Kaiser mit Bitten drängt, während wir beide Euere Sache

im Staatsrat nach Kräften fördern, wäre es unsinnig, an einem guten Erfolg unserer Bemühungen zu zweifeln.“

Pao Tze war erfreut und sprach:

„Ich verlasse mich auf Eure Klugheit. Wenn Po Fu den Thron besteigt, soll er die Herrschaft des Reiches mit euch beiden teilen.“

Von nun an ließ Pao Tze die Kaiserin bei Tag und Nacht durch vertraute Bediente überwachen, um sie wo möglich bei etwas Unrechtem zu ertappen. Innerhalb und außerhalb der Gemächer der Kaiserin hatte sie ihre Ohren und Augen, so daß sie von jedem Luftzug und der Bewegung jedes Grashalms Kunde erhielt.

Unterdes saß die Kaiserin einsam in ihren Gemächern und vertraute ihre Tage. Eine alte Dienerin ihrer Umgebung aber verstand ihren Schmerz und kniete eines Tages vor ihr nieder und sprach:

„Erhabene Herrscherin! Da Ihr beständig Sehnsucht nach dem Prinzen tragt, solltet Ihr einen Brief schreiben und nach dem Lande Schen befördern lassen. Darin solltet Ihr den Prinzen auffordern, den Kaiser um Verzeihung zu bitten. Vielleicht läßt der Kaiser sich rühren und ruft den Prinzen zurück. Dann hätte die lange Trennung von Mutter und Sohn ein Ende.“

„Dein Vorschlag ist gut,“ entgegnete die Kaiserin, „wie aber fange ich es an, um den Brief sicher zu befördern?“

Die Dienerin sprach:

„Meine Mutter, die alte Wön, ist in der Heilkunde bewandert. Ihr könntet Euch krank stellen, die Alte zu Euch bescheiden und ihr den Brief anvertrauen, den mein

älterer Bruder dann an den Ort der Bestimmung tragen kann. So müßte es gehen.“

Die Kaiserin war damit einverstanden und schrieb einen Brief, in dem sie sagte:

„Der Sohn des Himmels ist ohne Vernunft, bevorzugt eine abscheuliche Sklavin und hat die Mutter vom Sohne getrennt. Die abscheuliche Sklavin hat jetzt einen Sohn geboren und dadurch des Kaisers Gunst in noch höherem Maße erlangt. Reiche Du, mein Sohn, ein Gnadengesuch an den Kaiser ein, worin Du vorgeblich Deine Schuld zugibst und Reue bekennt. Wenn dann der Himmel es fügt, daß Du an den Hof zurückkehren und mich wieder von Angesicht sehen darfst, dann können wir das Weitere überlegen.“

Nachdem der Brief geschrieben war, stellte sie sich krank, legte sich zu Bett und beschied die alte Wön zu sich. Pao Tze, die sogleich Kunde davon erhielt, schöpfte alsbald Verdacht und gab Weisung, die alte Wön vor dem Verlassen des Palastes anzuhalten und genau zu untersuchen. Inzwischen war die Frau, die schon im voraus von ihrer Tochter unterrichtet war, bei der Kaiserin angelangt und fühlte ihr zum Schein den Puls; währenddessen steckte ihr die Kaiserin den Brief heimlich zu und gab ihr obendrein zwei Stücke feinsten Seide als Geschenk. Die alte Wön versteckte den Brief unter der Kleidung und wollte, die zwei Stücke Seide offen in der Hand tragend, mit harmloser Miene schon aus dem Palasttore hinaus, als sie von Eunuchen angehalten und, gemäß der Weisung, die Pao Tze erteilt hatte, untersucht wurde. Da kam nun der Brief zum Vor-

schein, den man sofort nebst seiner Besitzerin vor Pao Tze brachte. Als diese den Inhalt las, wurde sie wütend und befahl, die alte Frau in einem einsamen Zimmer einzusperren und gänzlich von der Außenwelt abzusperren. Dann ergriff sie die beiden Seidenstücke, die die alte Wön zum Geschenk erhalten hatte, und zerriß sie in tausend Fetzen. Kurz darauf trat der Kaiser ein. Als er die tausend Fetzen am Boden sah, fragte er, was das zu bedeuten habe. Pao Tze reichte ihm den Brief von der Hand der Kaiserin und erzählte ihm den Vorfall mit der alten Wön. Yu Wang ließ die alte Frau auf der Stelle vor sich führen und spaltete ihr, ohne sie überhaupt zu Worte kommen zu lassen, mit einem Schwertstreiche den Kopf. Aber damit war Pao Tze noch nicht beruhigt. In der folgenden Nacht, inmitten zärtlicher Liebkosungen, sprach sie zum Kaiser:

„Mein und meines Sohnes Leben liegt ja doch in der Hand des Kronprinzen.“

„Was kümmerst du dich um den Kronprinzen?“ versetzte Yu Wang. „Ich bin ja da.“

„Nach den tausend Herbstes meines kaiserlichen Gemahls“, fuhr Pao Tze fort, „muß eines Tages der Kronprinz den Thron besteigen. Jetzt sitzt die Kaiserin bei Tag und Nacht grollend und Verwünschungen ausstoßend im Palast. Wenn die Macht sich erst in ihrer und ihres Sohnes Hand befindet, so werden sich für mich und Po Fu nicht einmal ein Paar Fuß Erde zur Bestattung finden.“

Sogleich fing sie an, heftig zu weinen und zu schluchzen. Yu Wang entgegnete:

„Ich möchte wohl gern dich zur rechten Kaiserin und Po Fu als Kronprinzen einsetzen, aber ich fürchte den Widerstand der Minister.“

„Daß die Minister auf den Fürsten hören, ist in Ordnung,“ erwiderte Pao Tze, „daß der Fürst aber auf die Minister höre, ist ohne Sinn und Verstand. Mein kaiserlicher Herr sollte dies den Ministern klarmachen und abwarten, was sie darauf zu erwidern haben.“

„Du hast recht, Geliebte“, stimmte ihr Yu Wang bei.

Noch in derselben Nacht schickte Pao Tze einen Vertrauten zum Fürsten von Ko und Yin Kiu, um sie zu unterrichten, was sie bei der nächsten Morgenaudienz vorbringen sollten. Am anderen Morgen bei der Audienz richtete der Kaiser die Frage an die Minister:

„Wenn die Kaiserin von Eifersucht beherrscht wird, ihrem Gemahl grollt und Verwünschungen äußert, so daß sie nicht länger wert erscheint als Mutter des Reiches zu gelten, ist es unter diesen Umständen zulässig, sie festzunehmen und abzuurteilen?“

Der Fürst von Ko erwiderte:

„Die Kaiserin ist die Herrin der sechs Harems. Wenn sie sich auch ein Vergehen zuschulden kommen läßt, so ist es doch nicht Brauch, sie festzunehmen. Wenn sie aber wirklich der Tugend ermangelt, die ihre hohe Stellung erfordert, so kann ihr durch Edikt der Rang einer Kaiserin entzogen und eine andere tugendhafte Frau an ihre Stelle gesetzt werden.“

Yin Kiu fiel alsbald ein:

„Ich habe gehört, daß die Prinzessin von Pao alle weib-

lichen Tugenden besitzt und würdig ist, im mittleren Palaste zu herrschen.“

Yu Wang fragte erneut:

„Der Kronprinz befindet sich in Schen. Wenn wir die gegenwärtige Kaiserin absetzen, was soll dann mit dem Kronprinzen geschehen?“

Der Fürst von Ko erwiderte:

„Da der Kronprinz in Schen in Verbannung lebt, kann er seinen Sohnespflichten nicht nachkommen. Da überdies seine Mutter im Range erniedrigt ist, ist er erst recht von keinem Nutzen für den Thron. Es ist unser einstimmiger Wunsch, daß Po Fu an seiner Statt Kronprinz werde.“

Yu Wang konnte seine Befriedigung über diese Antworten nicht verhehlen und erließ sofort ein Edikt, durch welches die Kaiserin für abgesetzt erklärt und in die Abgeschiedenheit des „Kalten Saales“ verbannt, ihr Sohn gleichfalls für abgesetzt erklärt, dagegen Pao Tze zur Kaiserin und Po Fu zum Thronfolger ernannt wurde. Jede abfällige Kritik dieser Maßnahmen war mit schwerer Strafe bedroht. Im Lande erregte das Edikt allgemeine Enttäuschung, aber man versiegelte seinen Mund und schwieg.

Der Hofastrologe Po Yang Fu reichte, Altersschwäche vorschützend, sogleich sein Entlassungsgesuch ein, und eine große Menge pflichttreuer Beamten folgten seinem Beispiele, legten ihre Ämter nieder und zogen sich ins Privatleben zurück. Nur minderwertige Leute bildeten nun noch die Umgebung des Kaisers, der an nichts anderes dachte, als sich mit Pao Tze den Tag über zu vergnügen.

Obwohl Pao Tze am Ziele ihrer Wünsche angelangt war, blieb ihre Miene merkwürdigerweise stets ernst, kein Lächeln kam über ihre Züge. Yu Wang wollte sie gerne heiter sehen und ließ deshalb Musiker, Tänzer und Schauspieler kommen; aber Pao Tze blieb ernst wie immer. Da fragte er sie:

„An Musik und Tanz findest du keinen Gefallen. Sprich! Was ist es, das dir Vergnügen bereitet?“

Pao Tze antwortete:

„Ich finde überhaupt an nichts besonderes Vergnügen, doch erinnere ich mich: als ich neulich das Seidenzeug mit eigener Hand zerfetzte, da bereitete mir der Ton des Zerfetzens eine angenehme Empfindung.“

Yu Wang gab sofort Befehl, täglich hundert Ballen Seidenzeug aus den Magazinen zu entnehmen, welche von besonders kräftigen Hofdamen vor Pao Tzes Ohr in Fetzen gerissen werden wußten.

Aber sonderbar, obgleich Pao Tze dieses Geräusch des Zerreißen von Seide gern mochte, so kam doch kein Lächeln über ihr Antlitz.

Wieder fragte sie Yu Wang:

„Weshalb, Geliebte, sehe ich dich niemals lachen?“

„Es liegt nun einmal in meiner Natur, daß ich nicht lachen kann“, war die Antwort.

„Ich möchte aber durchaus, daß ich dich einmal lachen sehe“, beharrte Yu Wang.

Demgemäß erließ er ein Edikt, welches besagte:

„Wer immer, gehöre er zum Palaste oder sei es sonst wer, es fertig bringt, daß die Kaiserin Pao ein einziges Mal lacht, soll tausend Pfund Silber als Belohnung erhalten.“

Da meldete sich der schlaue Fürst von Ko beim Kaiser und sprach:

In früheren Jahren haben Euerer Majestät Vorfahren, um gegen die plötzlichen Raubanfalle der „hündischen Westbarbaren“ auf der Hut zu sein, am Fuße des Berges Li schan an zwanzig große Feuerobelisken errichtet und überdies dreißig bis vierzig Riesentrommeln aufstellen lassen. Wenn nun die Barbarenhorden einfielen, wurden in den Obelisken Feuer angezündet. Man nennt sie Wolfsfeuer, weil sie von Wolfsknochen gespeist zu werden pflegten, die besonders starke Flammen und dicken Qualm erzeugen. Sobald nun die lodernden Flammen und der dicke Rauch zum Himmel emporstiegen, kamen die Vasallenfürsten von fern und nah mit ihren Streitkräften zu Hilfe herbei, und wenn gar die Trommeln zu dröhnen anfangen, so beschleunigte das ihr Kommen noch mehr. In den letzten Jahren hat Friede geherrscht, und die Signalfeuer sind erloschen. Wenn Euerer Majestät die Kaiserin zum Lachen bringen wollen, so möge sie sich mit ihr nach dem Palast begeben, der auf dem Li schan-Berg liegt, und des Nachts die Wolfsfeuer anzünden lassen. Dann werden die Vasallenfürsten herbeigeeilt kommen. Wenn sie nun eintreffen, und es ist nirgends ein Feind zu sehen, so wird dieser Scherz sicherlich die Kaiserin zum Lachen bringen.“

Yu Wang fand den Vorschlag vortrefflich und ging sogleich an seine Ausführung. Als er mit der Kaiserin im Palaste des Li schan-Berges angelangt war, veranstaltete er zum Abend ein großes Weingelage und erteilte sodann Befehl, die Signalfeuer zu entfachen.

Vergebens erhob der Kultusminister Graf Yo von Tschong dagegen Einspruch:

„Eurer Majestät erhabene Vorfahren haben die Feuerobelisken errichtet, um in Zeiten dringender Gefahr die Vasallen zu alarmieren. Wenn jetzt die Signale ohne ernstesten Grund erscheinen, so heißt das die Vasallen narren. Wenn dann wirklich einmal Ernst ist, wird die notwendige Hilfe ausbleiben.“

Yu Wang entgegnete ärgerlich:

„Heute herrscht tiefer Frieden, wozu brauchen wir Truppen? Es handelt sich nur um einen kleinen Scherz. Was später eintreten mag, kann euch ganz gleich sein.“

So wurden denn die gewaltigen Signalfeuer entfacht und die Riesentrommeln gerührt. Donnergleich erschallte der dumpfe Ton der Trommeln, leuchtender Feuerschein stieg zum Himmel auf. Die Vasallen der näheren Umgebung glaubten, die Hauptstadt sei in Gefahr, und zogen alsbald mit ihren Mannen in Eilmärschen zum Li schan Berge, von wo ihnen zur größten Überraschung fröhliche Festmusik entgegentönte. Yu Wang saß mit Pao Tze in bester Laune beim Weingelage und sandte den eintreffenden Vasallen Botschaft entgegen, worin er ihnen für ihr Kommen dankte und sagen ließ:

„Glücklicherweise ist kein Feind im Lande. Ihr hättet euch die Mühe sparen können, über Berge zu klettern und durch Flüsse zu waten.“

Die Vasallen schüttelten ob dieses frivolen Spieles den Kopf, rollten die Banner zusammen und zogen wieder ab.

Unterdes stand Pao Tze auf der Palastzinne und beobachtete mit Spannung, wie die reisigen Scharen heran-

marschiert kamen und wieder abzogen, ohne daß das Geringste vorgefallen wäre. Da lehnte sie mit unwillkürlicher Bewegung ihre Wange an die Händfläche und lachte dreimal hell auf. Der Kaiser, der es voll Freude gewährte, rief aus:

„O, Geliebte, wenn du lachst, so schwebt hundertfache Anmut über dein Antlitz! Das ist das Verdienst des Fürsten von Ko.“

Und er ließ ihm auf der Stelle die versprochene Belohnung von tausend Pfund Silber auszahlen. —

Kurze Zeit darauf traf eine Eingabe des Fürsten von Schen, des Vaters der abgesetzten Kaiserin, beim Throne ein, welche mit folgenden Worten gegen die Absetzung der Kaiserin und des Kronprinzen Protest erhob:

„Als vor alters Kaiser Li Kweh die Meh Hsi bevorzugte, ging das Herrscherhaus der Hsia zugrunde. Als der Kaiser Tschou Hsin die Tan Ki zur Favoritin erhob, erfolgte der Sturz der Schangdynastie. Euere Majestät bevorzugen heute die Prinzessin von Pao, der Sohn der rechten Kaiserin ist enterbt, der Sohn einer Nebenfrau zum Thronfolger ernannt. Das Verhältnis der Gatten zueinander ist zerstört, die Beziehung zwischen Vater und Sohn gelöst. Die Geschichte von Li Kweh und Tschou Hsin wiederholt sich vor unseren Augen. Das Unglück, wie es die Häuser Hsia und Schang ereilte, wird nicht lange auf sich warten lassen. Ich hoffe, daß Euere Majestät das sinnlose Absetzungsedikt widerrufen, dann kann das der Dynastie drohende Unglück vielleicht noch abgewandt werden.“

Als Antwort auf diese freimütige Sprache tat der

Kaiser den Fürsten von Schen als Rebellen in Acht, entkleidete ihn seines Ranges und rüstete eine Strafexpedition gegen ihn.

Als der Fürst von Schen durch seine Spione am Hofe von dem bevorstehenden Anmarsch kaiserlicher Truppen hörte, sandte er auf den Rat seiner Minister Botschaft an den Häuptling der „Westbarbaren“ und ersuchte ihn um Hilfe. Seiner Bitte verlieh er Nachdruck durch mehrere Wagenladungen voll Silber und Seide, die er gleichzeitig in das Lager der Barbaren schickte. In dem Begleitschreiben sagte er ihnen außerdem alle Silber- und Seidenvorräte der kaiserlichen Schatzkammern zu, sobald die Hauptstadt mit ihrem Beistande eingenommen sei. Der Häuptling meinte im Kriegsrat:

„Der Sohn des Himmels im Reiche der Mitte versteht nicht zu regieren, sein eigener Schwiegervater, der Fürst von Schen, ruft mich um Beistand an, um den Verbrecher zu strafen und den rechten Kronprinzen auf den Thron zu setzen. Das kommt mir gerade gelegen.“

Und alsbald rüstete er ein großes Heer aus, das er dem Fürsten von Schen zu Hilfe sandte. Ein Wald von Lanzen und Schwertern sperrte die Wege, Fahnen und Banner verdunkelten die Luft.

Der Fürst von Schen setzte sich ebenfalls mit seinen Streitkräften in Marsch, und so wälzten sich die Angreifer gleich einer Wasserflut auf die Hauptstadt Hao Tschong los, die binnen kurzem auf allen Seiten so eng eingeschlossen war, daß „weder Wasser hinausfließen, noch eine Botschaft durchdringen konnte“. Des Hofes bemächtigte sich höchste Bestürzung, der Kaiser berief

den Kriegsrat und fragte, was zu tun sei. Der Fürst von Ko riet, unverzüglich die Wolfsfeuer im Li schan-Berge in Brand setzen zu lassen, um die Vasallen zu Hilfe zu rufen. Wohl sandte nun der Kaiser Leute aus, die die Feuer entfachten, aber es war vergeblich, kein Vasall erschien, keine Hilfstruppen ließen sich blicken, denn seit sie das letztemal zum Narren gehalten, glaubten sie, daß es sich auch diesmal wieder um einen Scherz handle. In Verzweiflung befahl der Kaiser einen Ausfall, der aber fehlschlug, und nun gingen die Feinde zum Angriff über und drangen im Sturm in die Hauptstadt ein. Der Kaiser war währenddessen mit Pao Tze und Po Fu auf einem leichten Reisewagen durch die hintere Palastpforte entwichen und durch das nördliche Stadttor in die freie Ebene gelangt, wo er die Richtung nach dem Li schan-Berge einschlug. Er erreichte ihn auch und nahm mit den Seinen Zuflucht in dem dortigen Palaste. Nochmals ließ er nun die Signalfeuer der Obeliskten entfachen, aber alle Bemühung war umsonst, die ersehnte Hilfe blieb aus. Nun sank dem Kaiser und seiner Geliebten der Mut gänzlich. Da die Feinde inzwischen ihre Spur entdeckt und sich zur Verfolgung aufgemacht hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als abermals den beschwerlichen Weg der Flucht zu wählen. Aber sie waren nicht weit gekommen, als sie von einem verfolgenden Barbarentrupp eingeholt und angehalten wurden. Man brachte sie vor den Häuptling, der den Kaiser an seinem reichgezierten Gewand und Gürtel erkannte und ihn samt dem Knaben Po Fu auf der Stelle in seinem eigenen Staatswagen tötete. Pao Tze blieb in Anbetracht ihrer

Schönheit am Leben. Sie wurde in das schmutzige Zelt des Barbarenhäuptlings gebracht, um dessen Lager zu teilen. Diese traurige Wendung des Schicksals ertrug sie nicht lange. Als einige Zeit später die Barbaren von den verbündeten Vasallen wieder aus dem Lande gejagt wurden und in ihre Steppe zurückflohen, machte sie ihrem Leben durch die Seidenschnur freiwillig ein Ende. So hatte sich nun die düstere Prophezeiung erfüllt, die vor achtzehn Jahren in den Straßen der Hauptstadt aus Kindermund gekommen war:

„Es steigt der Mond,
Die Sonne sinkt,
Durch den Bogen von Yen,
Durch den Köcher von Ki
Droht Untergang, ach,
Dem Hause Tschou.“

In einem späteren Gedichte heißt es darüber:

„Im Schlafzimmer des Herrschers werden Mittel erdacht, um ein Lächeln hervorzurufen. Der rote Glanz der Feuerzeichen beleuchtet das Antlitz eines schönen Weibes. Ach, leider war das frivole Spiel mit den Vasallen nicht das Ende des Ganzen. Die Heiligtümer des Landes fielen den hündischen Barbaren des Westens zur Beute.“

Und ein anderer Dichter schrieb:

„Auf dem Li schan-Berge tönt frohes Lachen, aber die Barbarenhunde sind ergrimmt. Der Sinn des Kinderliedes von Bogen und Köcher ward nun offenbar. Nach achtzehn Jahren trat die Erfüllung ein. Wer ist es, der nun das Unglück wieder zum Guten wenden wird?“

DIE GROSSE LEHRE

Wenn die alten Herrscher den Staat in Ordnung bringen wollten, fingen sie damit im eigenen Hause an, und bevor sie in ihrem eigenen Hause Ordnung schafften, machten sie zunächst bei ihrer eigenen Person den Anfang.“

Aus dem klassischen Buche Tai Hsü „Die große Lehre“.

„Wenn der Herrscher bloß durch Erlasse leitet und durch Strafen regiert, dann umgeht das Volk die Bestimmungen und macht sich kein Gewissen; wenn er dagegen im Guten voranschreitet und durch moralischen Einfluß regiert, dann hat das Volk Gewissen und handelt von selbst gut.“

Konfuzius.

„Fürst, Ihr folgt Eurem edlen Großvater Tschong Tang auf dem Thron. Seid ihm auch Nachfolger im Wesen!

Er war zugänglich für weise Kritik. Diese Demut gewann ihm die Herzen.

Die Besten des Landes zog er in seine Nähe. Stets war er bestrebt, sich persönlich zu vervollkommen.

Oft hörte man ihn aussprechen, daß er vier Dinge fürchte: Falsches Lob, Spiel, Wein und Musik.

Geldgier und Sinnengenuß, Jagd und Müßiggang waren ihm zuwider.

Für die Armen und Leidtragenden zeigte er ein Mitgefühl, als ob es seine eigenen Kinder seien. Das war der Grund für die Anhänglichkeit des Volkes.

Wandelt auf seinen Spuren, widmet Euch dem Guten, opfert keinen Augenblick müßigem Vergnügen!

Verachtet nicht die einfachen Arbeiter! Bedenkt, wie mühsam und wertvoll ihre Tätigkeit ist!

Wähnt nicht, Ihr wäret unerschütterlich auf dem Thron, fürchtet stets ihn zu verlieren!

Bevor Ihr etwas beginnt, bedenkt das Ende des Unternehmens, ob es Erfolg verspricht!

Wenn Ihr Reden hört, die Eurem Gefühl zuwider sind, verurteilt sie nicht voreilig, sondern prüft zunächst mit kalter Vernunft ihren Inhalt!

Sind anderer Worte nach Eurem Sinn, haltet mit Eurem Beifall zunächst zurück, bis Ihr etwaige Gegenstände geprüft habt!

Betraut mit wichtigen Staatsämtern nur den Weisen! Sorgt, daß in Eurer Umgebung nur der Edle sei!“

Minister I Yin zu Kaiser Tai Kia (1753–1721).

Tschou Kung, Reichsverweser des Kaisers Tschong Wang (1115–1079), war mit dem Lande Schantung belehnt worden. Da er wegen dringender Staatsgeschäfte den Hof nicht verlassen konnte, betraute er seinen Sohn Peh Kin mit seiner Stellvertretung und sandte ihn nach Schantung. Bei der Abreise prägte er ihm ein:

„Sei eingedenk, wer du bist! Du bist mein Sohn, ich bin der Bruder des Kaisers Wu Wang, der Onkel des jetzigen Kaisers. Halte dir stets vor Augen, daß du aus einem Hause stammst, erlaucht durch Adel und hohen Ruf! Wenn du in deinem Fürstentum bist, und man bietet dir zwölf Pfund dar, vergilt es dreifach! Denen, die ihren Mitbürgern ein Beispiel an ehrenhafter Gesinnung geben, vergilt es hundertfältig, auch wenn sie zu arm sind, dir Abgaben zu leisten. Den Weisen aber, die dir mit Eifer dienen und dir ungeschminkt deine Fehler nennen, fürchte nie zu viel zu geben, gib ihnen tausendfältig! Denn nur dem Beistand dreier Weisen habe ich es zu danken, daß ich das Reich im Zustand des Friedens halten kann. So nimm mit Ehren und Güte auf die Weisen, die kommen werden, dir ihre Dienste anzubieten, und forsche mit Sorgfalt nach denen, die aus Bescheidenheit sich verborgen zurückhalten. Niemals mache deine hohe Stellung dich hochmütig! Das sind nur solche Herrscher, die wie Standbilder auf dem Thron sitzen und bloß an Wohlleben denken. Der wahre Herrscher vergißt gern seine erhabene Stellung, um Menschenliebe zu üben. Er entkleidet sich mit Freuden seines Reichtums, um den Armen zu helfen. Auf diese Art erwirbt er Ruhm und befestigt seine Familie in der Herrschaft.“

Wu Wang (1122–1115), der erste Kaiser aus dem Hause Tschou (1122–255), wünschte das Reich unter seinen Nachkommen zu vererben. Er berief die Minister und fragte sie, ob eine schriftliche Aufzeichnung vorhanden sei, die darüber Aufschluß gibt, wie sich ein Fürst verhalten muß, um seinem Volk einen dauernden Frieden und seinen Nachkommen den dauernden Besitz der Herrschaft zu sichern. Keiner der Minister wußte ihm zu erwidern. Da ließ der Kaiser seinen alten Erzieher Schang Fu kommen, der in der Versammlung gefehlt hatte, und legte auch ihm die Frage vor. Schang Fu erwiderte:

„Es findet sich eine schriftliche Aufzeichnung der bewundernswürdigen Lehren unserer ersten Herrscher in dem Buche Tan schu, und wenn Euere Majestät seinen Inhalt zu erfahren wünscht, so bereite sie sich durch Fasten vor.“

Beide fasteten drei Tage. Hierauf trafen sie sich, in Feiergewänder gekleidet. Schang Fu, das Buch in der Hand, begab sich in einen Saal des Palastes, Wu Wang blieb vor der Schwelle stehen, das Antlitz nach Süden gewandt. Schang Fu bemerkte:

„Die alten Herrscher pflegten sich nicht so gerade nach Süden zu wenden. Kehrt Euch mehr nach Südost und schaut aufrechtstehend nach Osten.“

Sodann las er, selbst nach Westen gewandt, wie folgt:

„Demut, die mehr ist als Feigheit, ist lobenswert. Demut, von Feigheit eingegeben, ist wertlos. Gerechtigkeit, die über die Leidenschaften herrscht, schafft Ordnung. Gerechtigkeit, untertan den Leidenschaften, führt zu Anarchie. Wer müßig geht, verfällt in Ausschweifung.

Wer ohne Demut ist, setzt sich über die Wahrheit hinweg. Die Ausschweifenden und Unaufrichtigen fallen unrettbar und ernten Fluch. Die Demütigen und Aufrichtigen dagegen bestehen und ernten Segen. Diese Worte zeigen den Weg, im Guten zu verharren, dem Volk den Frieden zu erhalten und die Nachkommenschaft mit tausendfachen Wohltaten zu beglücken.“

Als Wu Wang diese Worte vernommen hatte, zog er sich zitternd zurück, entschlossen, ihre Lehre in die Tat umzusetzen. Um sie nicht zu vergessen, ließ er sie an vielen Stellen im Palast anbringen, an Wänden und Möbeln und selbst an der Kleidung. Auf Tischplatten ließ er die Inschrift eingraben: „Handle in allem mit Demut und Vorsicht, hüte dich, daß deine Zunge nicht Verwirrung stiftet! Die Zunge vergiftet die besten Gedanken und zerstört ihre Wirkung.“

Über dem Spiegel las man: „Beim Betrachten dessen, was vor dir ist, denke an das, was dahinter ist!“

An Pfeilern und Säulen stand: „Sprich nicht: wie könnten sie einstürzen? Das wäre der Anfang deines Endes. Sprich nicht: wie könnten sie beschädigt werden? Das hieße, dich Gefahr aussetzen. Sprich nicht: wie könnten sie auch nur beschmutzt werden? Das hieße, dich an den Rand des Abgrundes bringen.“

Am Stock, den er in der Hand trug, ließ er die Worte einschneiden: „Wie gefährlich ist es, zu hassen und sich seinem Zorn zu überlassen! Wie sehr entfernen heftige Leidenschaften vom rechten Weg! Wie leicht setzt sich der Reiche und Mächtige über die Gerechtigkeit hinweg!“

An seinem Gürtel waren folgende Sätze kunstvoll eingestickt: „Wenn das Licht verlöscht, achte wohl auf den Weg, den du zu gehen hast! Schreite mit größter Vorsicht und immer in Furcht, denn das ist das einzige Mittel, dich vor Gefahr zu schützen.“

An seinen Schuhen las man: „Sei wach in deinen Mühen! Rastlos in der Arbeit, wirst du unfehlbar zu Wohlstand gelangen.“

An Tellern und Tassen war geschrieben: „Trinke nur zur Stärkung deines Leibes; iß nur zur Erhaltung deines Lebens; verschmähe die Menge der Gerichte, verhindere, daß man sie dir vorsetzt!“

An den Türen stand: „Ein guter Ruf ist schwer zu erlangen und leicht zu verlieren. Stelle dich nicht wissend über Dinge, die du nicht verstehst! Sprich nicht: ich kann es! Sonst, wenn es darauf ankommt, wird es dir unmöglich sein, dich aus der Verlegenheit zu ziehen, und hättest du übernatürlichen Verstand.“

An die Fenster ließ er schreiben: „Opfere dem Himmel mit Furcht und Demut! Wenn der Tag sich erhebt, versäume nie, ihn anzubeten!“

In sein Schwert ließ er die Worte eingraben: „Bediene dich seiner nur für eine gerechte Sache, dann wird es dir Gewinn bringen. Im Dienst einer ungerechten Sache wird es dir Schaden zutragen.“

„Jedermann, der seine Fehler einsieht und sich bessert, ist der Nachsicht würdig, aber man soll sich hüten, ihn einzuschüchtern und in Verzweiflung zu setzen. Das hieße, anstatt ihn zu bessern, ihn in den Abgrund stürzen.“

Es gibt nichts so Großes, als sich beständig selbst zu erneuern, aber nichts so Kleines, als sich selbstgerecht dessen zu rühmen.“

Minister Fu Yün zum Kaiser Wu Ting (1324–1266).

MAJESTÄT

Nachdem Wu Wang, der Gründer der Tschou-Dynastie, Tschou Hsin, den verderbten letzten Herrscher aus dem Hause Schang, gestürzt hatte, hielt er an der Spitze seiner siegreichen Truppen feierlichen Einzug in die eroberte Hauptstadt des Reiches. Unter der Volksmenge, die sich den Einzug ansah, befand sich auch der einstige Minister des gestürzten Kaisers, Schang Yung, der vergeblich versucht hatte, durch weise Ratschläge und Warnungen seinen verblendeten Herrn vom Verderben zu retten. An der Spitze des glänzenden Zuges kam Pi Kung, der Bruder Wu Wangs, geritten.

„Ist das unser neuer Kaiser?“ fragte das Volk Schang Yung.

„Nein,“ erwiderte der, „sein Blick ist zu stolz. Des Weisen Miene ist bescheiden, in allem, was er unternimmt, scheint er eher ängstlich zu sein.“

Hierauf nahte auf prächtigem Rosse Tai Kung mit einem Aussehen, das Furcht einjagte. Von seinem bloßen Anblick erschreckt, fragte das Volk Schang Yung:

„Ist das unser neuer Kaiser?“

„Nein,“ war die Antwort, „den da könnte man, selbst wenn er ruht, für einen Tiger halten, für einen Adler, wenn er sich erhebt. Im Kampfe läßt er sich durch sein rasches Blut zu heißem Ungestüm fortreißen. So ist der Weise nicht. Er geht vor und weicht zurück, beides mit Bedacht.“

An der Spitze einer dritten Abteilung erschien Tschou Kung, in einer Haltung voll Würde. Als bald glaubte

das Volk, das sei der Kaiser. Abermals verneinte Schang Yung.

„Dieser da blickt stets ernst und streng. Sein Denken zielt einzig auf Vernichtung des Schlechten. Obwohl er nicht der Sohn des Himmels, der Herr des Reiches ist, so ist er sein erster Minister. Der Weise versteht durch seinesgleichen Respekt einzuflößen.“

Während er noch sprach, erschien eine majestätische Gestalt, aber mit bescheidenem Blick, die Miene ernst und gleichzeitig gütig, umgeben von einem Gefolge von Rittern, deren ehrfurchtsvolle Haltung zeigte, daß sie ihrem Gebieter folgten. Die Menge rief aus:

„Kein Zweifel, das ist unser neuer Kaiser!“

„Er ist es“, sprach Schang Yung. „Der Weise, der das Böse bekämpft und das Gute schützt, bemeistert seine Empfindungen. Seine Miene verrät nicht seinen Zorn gegen das erste, noch seine Freude beim Anblick des zweiten.“

Der große Dschengis Khan Temudschin war im Jahre 1219 auf einem Eroberungszug durch Zentralasien in die Nähe des Kun lun-Gebirges gelangt. Dort in der Berg-einsamkeit hauste, weit und breit berühmt, der weise Kin Tschu Ki im Kreise seiner Jünger. Der Mongolenherrscher ließ ihn durch Abgesandte zu sich führen, nahm ihn ehrenvoll auf und behielt ihn seitdem als Ratgeber in seiner Nähe. Eines Tages brach ein furchtbares Gewitter los. Dschengis Khan betrachtete sinnend das Naturschauspiel und fragte Kin Tschu Ki: „Was haben Blitz und Donner zu bedeuten?“ Der Weise erwiderte: „Sie sind

bestimmt, die Majestät des Himmels zu offenbaren. Der Himmel bedient sich ihrer, um schuldbewußte Gemüter zu schrecken und zu innerer Einkehr zu zwingen. Ihr seid auf Erden Stellvertreter des Himmels. Eure Macht stammt von ihm. Blitz und Donner zeigen euch den Weg, eure Macht zu gebrauchen.“ —

„Was ist für den Herrscher die Hauptsache bei der Regierung?“ fragte er ihn einmal.

„Verantwortungsgefühl gegen den Himmel und väterliche Liebe für das Volk“, lautete die Antwort.

„Und wie verschafft man sich langes Leben?“

„Durch Bändigung der Leidenschaften.“

WÜRDE

Nachdem Hung Wu (1368—1398), der erste Kaiser der Ming-Dynastie, die Ordnung im Reiche hergestellt hatte, unternahm er eine Besichtigungsreise durch die verschiedenen Provinzen. In Tsche kiang berief er eine Volksversammlung und hielt persönlich folgende Ansprache an die Menge:

„Wißt ihr, warum ihr jetzt friedlich und verträglich leben könnt? Alte Weisheit lehrt uns, daß ein Volk ohne Führer zerrissen und elend wird. Denn wenn kein Herr da ist, vergewaltigt der Starke den Schwachen, die Masse die Minderheit. Der Reiche zittert um seinen Besitz, der Arme ist jeder wirtschaftlichen Ausbeutung preisgegeben. Jetzt bin ich euer Herr geworden. Ich habe Gesetze geschaffen, deren Beachtung ich verlange, und durch die ich dem Reichen seinen Besitzstand wahren und dem Armen Beistand leisten werde. Durch fürsorgliche und kluge Gesetze erweist sich der Herrscher als Vater des Volks. Durch Gesittung und Pflichtgefühl macht das Volk sich seiner väterlichen Fürsorge würdig.“

Nachdem die Menge mit Speise und Trank bewirtet und wieder entlassen war, besprach der Kaiser mit seinem Gefolge den Eindruck seiner Ansprache. Die Minister lobten ihren vortrefflichen Inhalt, hielten aber dem Kaiser im übrigen vor, daß bisher keiner seiner Vorgänger Volksreden gehalten hätte. Dazu seien die Mandarine da.

Zur Zeit des Kaisers Liang Wu Ti (502—549) herrschte im Fürstentum Weh die ehrgeizige Fürstin-Mutter Hun

Ki. Sie war außerordentlich eitel, und obwohl sie bereits vierzig Jahre zählte, liebte sie es, in großem Staate auszugehen und sich vor der Öffentlichkeit zu zeigen. Ihr Minister Yüan Schun, ein Freund von Sitte und Ordnung, konnte ihr würdeloses Gebaren nicht ruhig mit ansehen und sagte ihr eines Tages vor versammeltem Ministerrat ungeschminkt seine Meinung:

„Im Liki, in unserm heiligen Buche der „guten Lebensform“, steht geschrieben, daß eine Witwe sich nur noch als halbe Lebende betrachten darf. Sie soll zum Beispiel auf allen Gold-, Perlen- und Juwelenschmuck verzichten. Euere Majestät sind die Mutter des Landes und zählen fast vierzig Jahre. Meint Ihr, daß Euch die Geschichte als vorbildliche Regentin nennen wird, wenn Ihr Euch in so auffälligem Staate vor der Menge zeigt?“

Die Fürstin ärgerte sich über diese Zurechtweisung und stellte nach beendeter Audienz den Sprecher zur Rede:

„Ich habe dich aus dem Staub gezogen und tausend Meilen weit herkommen lassen, um dich in deine jetzige Stellung emporzuheben. Du schuldest mir also größten Dank. Wie konntest du mich vor versammeltem Ministerrat blamieren?“

Der Minister erwiderte kaltblütig:

„Da Ihr nicht errötet, in auffälligem Staat vor der Öffentlichkeit zu erscheinen, nahm ich an, daß Euch auch meine Kritik vor versammeltem Ministerrat nicht sonderlich peinlich sein würde.“

Kaiser Hsüan Tsung (713–756) von der Tang-Dynastie war gleich anderen großen Herrschern ein Freund

der Einfachheit und bekämpfte den Luxus. Da er sich sagte, daß das persönliche Beispiel in der Regel größeren Eindruck macht als papierne Vorschriften, so machte er bei sich selbst den Anfang, indem er gleich zu Beginn der Regierung allen Gold- und Silberschmuck, der sich in verschwenderischer Fülle in seinem Palaste an Möbeln und Geschirr, an Gewändern, Waffen, Troß und Wagen befand, einschmelzen und für gemeinnützige Zwecke verwenden ließ. Auch verschonte er die Angehörigen des kaiserlichen Hauses, die Kaiserin und die Palastdamen nicht, die sämtlich ihren Gold- und Silberschmuck hergeben mußten. Schließlich ließ er vor dem Palasttor eine Menge Geschmeide und Prachtgewänder verbrennen und verbot ihr ferneres Tragen.

Etwa zur selben Zeit, als eben dieses Autodafe stattgefunden hatte, waren Kauffahrer aus einem fernen Lande des Südmeeres in einem chinesischen Hafen eingetroffen. Sie hatten berichtet, daß es in ihrer Heimat Perlen von erlesener Schönheit und Vögel mit Gefieder von wunderbarer Pracht gebe und eine Menge anderer Seltenheiten. Sie befänden sich jetzt auf der Fahrt zum Löwenlande, wo sie Arzneien und Heilkräuter einzutauschen gedächten. Die zuständigen Küstenmandarine hatten hierüber an den Hof berichtet, und der Kaiser, der gern Näheres über diese fremden Kaufleute und ihre ferne Heimat wissen wollte, beauftragte den Reichszensor Yang Fan Tschön, sich nach dem betreffenden Hafen zu begeben und sie zu befragen. Darauf unterbreitete Yang Fan Tschön dem Kaiser folgende Denkschrift:

„Euere Majestät haben soeben allen Luxus vom Hofe verbannt und teilweise sogar durch Feuer vernichten lassen. Wie stimmt hierzu der Auftrag, den Ihr mir jetzt erteilt? Gereut Euch Euer ursprünglicher Entschluß? Ein großer Herrscher sollte es für unter seiner Würde halten, soviel Aufhebens um fremde Kaufleute zu machen, die nur ihres privaten Geschäftsvorteils halber hierher kommen. Welchen Nutzen haben diese Perlen und ausländischen Luxusartikel für unser Reich? Was aber die Arzeneien und Heilkräuter anlangt, so besitzen wir davon eine Fülle in unserem eigenen Lande. Es bedarf bloß der Forschung, um sie uns nutzbar zu machen.

Ein Reichszensor ist sozusagen das Auge des Herrschers. Wenn es sich um eine wichtige Angelegenheit von Bedeutung für das Allgemeinwohl oder für die Ehre Eurer Majestät handelte, so wollte ich gern bereit sein, mein Leben tausendmal freudig zu opfern. Doch welchen Wert hat es für das Land und für Euere Majestät, wenn lediglich Neugier befriedigt werden soll durch Berichte, von denen man noch nicht einmal weiß, ob man ihnen Glauben schenken kann?“

Diese Gründe bestimmten den Kaiser, seinen ersten Befehl zu widerrufen und die Angelegenheit der fremden Kaufleute zu den Akten zu tun.

Während einer Audienz beim Kaiser Han Ming Ti (58–75) hatte ein Mandarin in seinem Vortrag die gewählte respektvolle Ausdrucksweise vermissen lassen, die gegenüber dem Herrscher vorgeschrieben ist. Der Kaiser, der sehr zu Jähzorn neigte, ergriff wütend einen

Stock, um den Mandarin damit zu schlagen. Nicht minder schlagfertig aber sprach dieser zu ihm:

„Der Herrscher auf dem Throne soll nichts tun, was seiner Würde und Majestät Abbruch tut. Dazu sind Beamte da, um seine Wünsche zu vollstrecken. Unsere Geschichte kennt kein Beispiel, daß ein Herrscher persönlich zugeschlagen hätte.“

Diese wenigen Worte entwaffneten den Kaiser. Er verzieh dem Mandarin und legte sich seitdem größere Mäßigung auf.

RUHM

Ein Höfling wollte dem Tang Kaiser Tai Tsung (627 bis 649) etwas Angenehmes sagen, indem er anregte, alle Erlasse und sonstigen schriftstellerischen Erzeugnisse des Kaisers in einem Buche zusammenzustellen, um es der Nachwelt zu überliefern. Der Kaiser war aber anderer Auffassung und entschied:

„Ich bin einverstanden, daß man meine Erlasse, soweit sie zum Besten des Volks ergingen, den geschichtlichen Annalen einverleibt. Aber aus allen möglichen Schriftstücken, die ohne bleibenden Wert sind, ein Buch zu machen, dazu gebe ich meine Zustimmung nicht. Die Kaiser Liang Wu ti, Tschön Hou Tschu und Sui Yang Ti haben sämtlich Bücher verfaßt und drucken lassen, aber nichtsdestoweniger den Thron schmäählich verloren. Der einzige Ehrgeiz des Herrschers soll eine möglichst gute Regierung sein. Ob er talentvoll schriftstellert oder nicht, das ist für seinen Ruhm gänzlich belanglos. Sein Ruhm sei der, in der Geschichte zwar nicht als guter Schriftsteller, aber als wahrer Vater des Volks neben den besten Herrschern der Vergangenheit genannt zu werden.“

Ein reicher Günstling wollte sich beim Kaiser Hsiän Tsung (805–820) beliebt machen, indem er einen prächtigen Buddhatemple auf seine Kosten erbauen ließ, in dem eine riesige Marmorplatte mit einer Inschrift zur Verherrlichung des Kaisers Aufstellung finden sollte. Die Tafel war bereits ins Tempellinnere geschafft, bloß

an der Inschrift fehlte es noch. Da der Höfling sich nicht genug Talent zutraute, um sie selbst abzufassen, bat er den Kaiser, einen Gelehrten von der Akademie damit zu betrauen, den er fürstlich belohnen wollte. Der Kaiser beauftragte den gelehrten Li Kiang, aber dieser weigerte sich und erklärte:

„Soviel mir aus der Geschichte bekannt ist, haben unsere alten großen Kaiser wie Yao, Schun, Yü und Tschong Tang niemals geduldet, daß man ihnen zu Lebzeiten Ruhmestafeln aufstellte. Dagegen hat Tsin Schi Huang Ti, der in der Geschichte als abschreckendes Beispiel gebrandmarkt dasteht, sich durch derartige Inschriften verherrlichen und dabei hochtönende Titel zulegen lassen. Ich weiß nicht, ob Euere Majestät sich nicht lieber an das Vorbild der erstgenannten weisen Herrscher halten sollten. Übrigens wäre es auch geschmacklos, wenn eine solche Inschrift ausgerechnet in einem Buddhatemple Aufstellung finden sollte.“

Daraufhin befahl der Kaiser dem Höfling, den Tempel niederzureißen und die Marmorplatte wegzutransportieren, und als der Höfling, dem die Vernichtung seines Werks leid tat, die Ausführung des Befehls hinzuhalten suchte, bot ihm der Kaiser zur Beschleunigung der Sache Arbeitskräfte und Transportmittel aus der eigenen Hofhaltung an.

Im Jahre 1724 hatte Kaiser Yung Tschong (1723–1735) den beiden Städten Su tschou und Sung kiang in der Provinz Kiangnan, die sich in Notlage befanden, einen beträchtlichen Steuernachlaß gewährt, was bei der Be-

völkerung der beiden Städte große Freude auslöste. Der Gouverneur von Kiangnan berichtete darüber an den Kaiser und fügte, um ihm zu schmeicheln, hinzu, daß die städtische Bevölkerung, nicht zufrieden, ihre Dankbarkeit durch Gebete und Festspiele kundzugeben, außerdem beabsichtige, die Erinnerung an seinen Gnadenakt durch ein steinernes Denkmal mit Inschrift zu verewigen. Darauf richtete der Kaiser folgenden Erlaß an den Gouverneur:

„Das geplante Vorhaben widerspricht vollständig meinen Absichten. Ich hatte lediglich das Wohl des Volkes, aber nicht leeren Ruhm im Sinne. Diese Schauspiele und Gebete sind gänzlich überflüssig und für mich ohne Wert. Wie könnt Ihr diese sinnlosen Ausgaben zulassen, nachdem ich ausdrücklich im ganzen Reiche befohlen habe, das Volk zur Sparsamkeit und Einfachheit anzuhalten! Ich wünsche, daß die gedachten Ausgaben unterbleiben. Sonst ist zu befürchten, daß nachgeordnete Stellen den Anlaß benutzen, um die Bevölkerung zu schröpfen und sich selbst daran zu bereichern. Der Denkmalsbau hat also zu unterbleiben. Nochmals: wenn ich Gnaden gewähre, trachte ich nicht nach eitlen Ruhm. Es liegt mir lediglich am Herzen, daß jedermann der Bevölkerung an unseren Landessitten festhält, seine Pflicht erfüllt und friedlich lebt: das allein bereitet mir Freude. Ich ersuche Euch, eine entsprechende Proklamation an die Bevölkerung zu erlassen.“

KRITIK

Wenn man sein äußeres Aussehen prüfen will, bedient man sich eines guten Spiegels. Wenn der Regent seine Fehler erkennen will, verläßt er sich auf die treue Aufrichtigkeit seiner Minister. Wenn er nur seinem eigenen Licht traut und meint, der Kritik nicht zu bedürfen, dann wird er bald nur noch von Schmeichlern umgeben sein, die ihn eine Unsumme von Fehlern begehen lassen und ins Verderben stürzen. Wenn ihr mir treu dienen wollt, müßt ihr mir rücksichtslos meine Fehler nennen.“

Kaiser Tang Tai Tsung (627–649) zu seinen Ministern.

Kaiser Han Tschang Ti (75–88) liebte es, sich mit den Weisen, die er ständig am Hofe hielt, über Themen aus den heiligen Büchern und der Geschichte zu unterhalten. Unter diesen Weisen befand sich Kung Hsi, ein Nachkomme des Konfuzius. Dieser äußerte eines Tages über den großen Han Kaiser Wu Ti (140–87), daß er zwar zu Beginn seiner Regierung sich durch die Wiederherstellung der konfuzianischen Lehre ein großes Verdienst erworben, dieses leider aber später durch seine blinde Hingabe an den taoistischen Aberglauben stark beeinträchtigt habe. Daraufhin wurde Kung Hsi denunziert und mangelnden Respektes gegenüber einem der größten Herrscher der regierenden Dynastie beschuldigt. Der Kaiser übergab den Fall dem Reichszenorat zur Aburteilung. Vor dessen Richterstuhl zitiert, verteidigte sich Kung Hsi durch folgende Erklärung:

„Wenn ich mir über die Regierung des Kaisers Wu Ti ein Urteil erlaubte, so geschah das sachlich, wie die Geschichte urteilt. Hätte ich gelobt, was die Geschichte tadelnswert findet, so wäre meine Kritik durch unsere Chronisten, deren Unparteilichkeit bekannt ist, als Fälschung entlarvt worden. Die Geschichte soll den kommenden Herrschern Lehrmeisterin sein, damit sie nicht die Fehler ihrer Vorfahren wiederholen. Ist es ein Verbrechen, das, was die Geschichte tadelt, beim Namen zu nennen? Da aller Augen auf den Herrscher gerichtet sind, können seine guten oder schlechten Handlungen nicht verborgen bleiben. Ist es ein Verbrechen, ihn zu tadeln, wenn er Tadelnswertes beging? Wenn ich den Tod verdient habe, weil ich mir ein abfälliges Urteil der Geschichte zu eigen machte, dann ist es besser, die Geschichtsschreibung gänzlich abzuschaffen, da ihrer strengen Prüfung nichts entgeht. Denn sie würde auch die Tatsache meiner Bestrafung wegen Fällung wahrheitsgemäßer Kritik nicht verschweigen können, was ein schwerer Vorwurf für den Kaiser wäre.“ Diese treffenden Worte bewogen den Kaiser, Kung Hsi nicht nur straffrei zu lassen, sondern überdies auch seinen Rang noch um eine Stufe zu erhöhen.

Kaiser Han King Ti (32–7) vernachlässigte über den Freuden des Harems die Regierung. Eines Tages fuhr er im Palastpark spazieren, als er der schönen und edlen Pan Tsiä, seiner augenblicklichen Lieblingsfrau, begegnete. Er begrüßte sie und lud sie ein, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen. Pan Tsiä jedoch lehnte beschei-

den dankend ab und erteilte ihm folgende feine Zurechtweisung:

„Auf unseren alten Gemälden sieht man die großen Kaiser der Vergangenheit gewöhnlich von einer Gruppe weiser Männer umgeben. Umgekehrt sind die Herrscher, die ihre Dynastie ruinierten, gewöhnlich in einem Kreise von schönen Frauen dargestellt, die ihnen ein weichliches und üppiges Leben bereiteten und sie von den Staatsgeschäften ablenkten. Wenn ich in Euerem Wagen Platz nehmen würde, fürchte ich, könnten wir, ohne es zu wollen, unseren heutigen Künstlern ein Motiv liefern, das in kommenden Zeiten Eurer Majestät Ansehen schwer beeinträchtigen möchte.“

Im zweiten Jahre der Regierung des Kaisers Han Wön Ti (179–157), der zu den besten Herrschern unserer Geschichte zählt und nur einen schwachen Punkt hatte, seine Jagdleidenschaft, fand eine Sonnenfinsternis statt. Der Kaiser erblickte in dieser Erscheinung ein Warnungssignal des Himmels und erließ folgende Kundgebung:

„Der Herrscher soll dem Volke Vorbild sein. Ist er selber voll Mängel, so ist er unwert seines Ranges. Und wenn die Beamten, deren Aufgabe es ist, ihm seine Fehler vorzuhalten, statt dessen ihn durch niedrige Schmeichelei in seiner fehlerhaften Haltung bestärken, so machen sie sich ebenso schuldig, wie er selbst. Ihr Großen und Mandarine, die ihr über meine Haltung zu wachen habt, ich befehle euch: Wenn ich mich vom Tao (vom rechten Weg) und von meinen Pflichten entferne, sagt es frei ohne Beschönigung, damit ich mich bessern kann. Ich befehle

euch überdies: Wenn ihr tüchtige Leute findet, ehrlich, aufrichtig und Freunde des Volkes, deren Licht imstande ist, mein eigenes zu ergänzen, führt sie unverzüglich zu mir, um mir ihren Rat zu leihen und beizustehen, das Volk glücklich zu machen.“

Wenige Tage später richtete der Prinz von Ying Yin folgende Eingabe an den Thron:

„Wenn der Blitz niederfährt, erschrickt auch der Furchtlose, selbst den härtesten Fels spaltet sein Strahl. Die Macht des Herrschers ähnelt dem Blitzstrahl, wenn sie ihm auch an Wucht nachsteht. Ihr befiehlt, daß man Euch Euere Fehler nenne. Aber die Eigenliebe sträubt sich dagegen, denn wer möchte Euch mißfallen? Selbst wenn Ihr erleuchtet wäret wie Yao und Schun, nur mit Zittern würde man davon zu sprechen wagen. Und doch haben sich die Herrscher meist zugrunde gerichtet, wenn sie den Weisen, die ihre warnende Stimme erheben wollten, den Mund verschlossen.“

Das Reich der Tschou-Dynastie (1122–255) bestand aus achtzehnhundert Fürstentümern. Das chinesische Volk unterhielt alle diese Fürsten mit Glanz und behielt außerdem noch genügend für sich, um sich das Leben leicht und angenehm zu machen. Tsin Schi Huang Ti (225–210), Alleinherrscher des ganzen Reichs, war trotz härtester Steuern nicht so reich und besaß keine Achtung.

Als es bekannt wurde, daß Euere Majestät einen Ruf an die Weisen ergehen ließ, da herrschte laute Freude, denn man sah im Geiste die glücklichen Zeiten Yao's und Schun's wiedererstehen, jene Zeiten, wo durch die

Kraft des Guten regiert wurde. Wer sich für würdig Eueres Ruhms erachtet, arbeitete doppelt an seiner Vollkommenheit, um sich noch würdiger zu machen. Aber wenn diese Weisen am Hofe sind, und ihre Tätigkeit sich darauf beschränkt, zwei bis dreimal des Tags mit Euch auszureiten und auf die Fuchs- und Hasenjagd zu gehen, so fürchte ich, werden sie das Regierungsgeschäft bald vernachlässigen, und ihr Beispiel wird nachteilig auf die Mandarine wirken. Dagegen wenn Euere Majestät sich nur mit der Fürsorge fürs Volk befassen und darauf bedacht sein wollten, ihm die Steuerlast zu erleichtern und die Strafen zu mildern, so würde diese väterliche Haltung das Volk froh und gut machen. Als Euere Majestät Erlaß im Lande bekannt wurde, kamen die Alten und Schwachen, gestützt auf ihre Stöcke oder auf den Schultern getragen, aus den Häusern hervor, um den Wortlaut der Bekanntmachung zu lesen, und einer sagte es zum andern: endlich ist die Zeit gekommen, wo das Gute wieder regiert! Möchten diese Erwartungen nicht vergeblich sein! Laßt Euere Minister nicht Jäger und alle ihre Zeit der Arbeit für das Volkwohl gewidmet sein!“

Der Kaiser, weit entfernt, diese Sprache übel zu nehmen, las die Eingabe mit Genugtuung und ersuchte die übrigen Großen, gleichfalls frei zu reden. — Wenn er mit seinem Wagen ausfuhr, hielt er oft unterwegs an, um Eingaben und Bittschriften eigenhändig entgegenzunehmen. Allen Untertanen stand es frei, Audienz zu heischen und ihn persönlich zu sprechen. Schmeichelei und unnütze Rederei waren ihm verhaßt. Durch sein

vorbildliches Wesen brachte er die Volksmoral auf einen so hohen Stand, daß seine Regierungszeit zu den besten Perioden unserer Geschichte rechnet. Die Leute verehrten ihn, und es war mehr die Sorge, ihm zu mißfallen, als die Furcht vor Strafe, welche vom Verbrechen abhielt. Während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung blieben die Gefängnisse meist leer, und es wurden nur wenige Todesstrafen verhängt.

LUXUS

Kaiser Hsiao Wön Ti (179–157) vom Hause Han, einer unserer größten und geachtetsten Herrscher, war ein Muster an Einfachheit. Während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung verzichtete er auf jeden Modenwechsel in der Kleidung und lehnte jegliche Neuanlage und Verschönerung in Palast und Parks ab. Am Ende seiner Regierung besaß er noch dieselben Wagen, Gewänder und sonstige Gegenstände des täglichen Gebrauchs, die er schon zur Zeit der Thronbesteigung benutzt hatte. Als Tafelgeschirr diente ihm Porzellan, alles Gold und Silber war aus seiner Nähe verbannt. Eines Tages wurden ihm die Baupläne für einen geringfügigen Erweiterungsbau im Palast vorgelegt. Auf seine Frage nach den Baukosten war die Antwort, daß diese hundert Pfund Silber betragen sollten. „Hundert Pfund Silber!“, rief er aus, „die will ich lieber an zehn arme Familien verteilen. Als Prinz kam ich recht gut ohne diesen Luxus aus. Heute bin ich Kaiser und Vater des Volks, da muß ich erst recht vermeiden, Gelder zu verschwenden, die ich zur Linderung der Volksnot besser gebrauchen kann.“

Als Kaiser Hung Wu (1368–1398), der Gründer der Ming-Dynastie (1368–1644), den Thron bestiegen hatte, war seine erste Sorge, mit dem Luxus aufzuräumen, der unter seinen Vorgängern im Reiche eingerissen war. Er begann damit am Hofe selbst. Von Zeiten der Mongolen-Dynastie (1280–1368) her befand sich inmitten des

Palastkomplexes eine hohe Pagode von auserlesener Architektur. Auf der Spitze waren zwei Standbilder angebracht, die vermöge eines inneren Mechanismus durch Glocke und Paukenschlag die Stunden angaben. Eines Tages bestieg der Kaiser mit seinem Gefolge diese Pagode, und nachdem er eine Zeitlang schweigend ihre künstlerische Anlage geprüft hatte, wandte er sich an seine Umgebung mit den Worten:

„Wie kann man die wichtigsten Staatsgeschäfte außer Acht lassen, um seine Sorge auf solche Prachtbauten zu verwenden! Hätten die Mongolenkaiser anstatt diesem überflüssigen Luxus zu huldigen, sich Mühe gegeben, das Volk zufrieden zu machen, so wären sie noch heute im Besitze des Szepters.“ Hierauf gab er Befehl, die Pagode niederzureißen. —

Eines Tages befahl er, die Inneneinrichtung des Palastes erneuern zu lassen. Bei dieser Gelegenheit sprach er zu den mit der Bauleitung betrauten Mandarinen:

„Die Kaiser Yao und Schun wohnten in einfachen, schmucklosen Palästen. In der Folgezeit ersann menschlicher Hochmut tausend verschiedene Bau- und Stilformen, die den Geist des Luxus und der Prachtliebe atmen. Die vornehme Einfachheit der alten Zeit hat man ganz vergessen. Was die von mir befohlene Neueinrichtung betrifft, so wünsche ich, daß man den Hauptwert auf Gediegenheit legt, damit die Baulichkeiten möglichst lange der Zeit trotzen und meinen Nachkommen als Modell dienen. Ich will nicht, daß das Geld der Bevölkerung für überflüssige Bauten und kostbare Park-

anlagen verschwendet werde, die nur der Eitelkeit und dem Luxus dienen.“

Der Gegenkaiser Liu Tsung (um 315 n. Chr.) verriet durch barbarische Prachtliebe seine väterliche Abstammung von den Hunnen. Von leidenschaftlicher Zuneigung zu seiner Hauptfrau erfaßt, die allerdings nicht minder durch ihre Schönheit als durch die Vorzüge ihres Charakters liebenswert war, wollte er ihr einen neuen prächtigen Palast bauen lassen. Hiergegen erhob der Minister Tschön Yüan Ta aus Sparsamkeitsrücksichten Einspruch mit einer Denkschrift des Inhalts:

„Der Himmel hat Herrscher eingesetzt, damit sie das Recht schützen und dem Volke zum notwendigen Lebensunterhalte verhelfen, nicht aber, damit das Volk seine Arbeit und sein Leben lediglich ihrer Person opfere. Die Geschichte lehrt, daß die vorbildlichsten Herrscher Chinas die Einfachheit liebten und sich damit begnügten, schlichte baumwollene Gewänder zu tragen, während ihre Gemahlinnen und Nebenfrauen sich mit ungemusterten und unbestickten Seidenstoffen kleideten und anderen als den ihnen von der Natur verliehenen Schmuck verschmähten. Euere Majestät haben seit der Thronbesteigung bereits vierzig Prunkbauten errichten lassen, die eine Unmenge von Arbeitern das Leben gekostet haben. Es kommen hierzu die zahlreichen Opfer, die der Krieg und die zahlreichen Seuchen gefordert haben. Kann ein Herrscher, der das Leben der Untertanen so gering achtet, sich fernerhin Vater des Volkes nennen?“

Liu Tsung, Despot, wie er war, erteilte auf der Stelle Befehl, den unerschrockenen Sprecher samt Frauen, Kindern und der ganzen Verwandtschaft hinzurichten. Da Tschön Yüan Ta als tüchtiger Minister hochgeschätzt war, wurden seine Kollegen sogleich beim Kaiser zu seinen Gunsten vorstellig, und die Kaiserin selbst machte sich zu einer Fürsprecherin, indem sie ihrem Gemahl folgende Eingabe überreichte:

„Euere Majestät wollen mir einen neuen Palast errichten lassen, für den kein Bedürfnis vorliegt. Der Minister Tschön Yüan Ta erhebt mit Recht Einspruch dagegen. Aufrechte Leute, wie er, sind von großem Nutzen für den Thron und sollten reich belohnt werden. Statt dessen ist er zum Tode verurteilt worden.

Wenn Euere Majestät die treuesten Berater entfernt und ihnen verbietet, mit Freimut zu reden, wenn deswegen am Hofe und im Reiche die Stimmen der Unzufriedenheit sich mehren, wenn die Weisen, abgeschreckt durch das Beispiel des Ministers Tschön, Euch verlassen und auf die Seite der Gegner übergehen, wer ist von allem letzten Endes die Ursache? Ich! Auf wen fällt die Verantwortung für alle die Schwierigkeiten, die daraus dem Lande erwachsen? Auf mich! Wie kann ich das ertragen?

Ich habe mit Bedauern aus der Geschichte entnommen, daß zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag das meiste Unglück, das den Staat betroffen hat, von Frauen her rührte. Ich muß sagen, daß diese Erkenntnis tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, und daß ich mich seitdem mit Argwohn beobachte. Eher, als ich gedacht, ist es

jetzt tatsächlich so weit gekommen, daß ich fürchten muß, meinen Namen von der Geschichte auf die Liste jener Frauen gesetzt zu sehen, die ich eben erwähnte. Ich bitte also Euere Majestät, mich lieber in dem Palaste, der mir gegenwärtig als Aufenthalt dient, sterben zu lassen, denn mir einen neuen zu bauen.“

Der Kaiser las die Eingabe zweimal und wechselte die Farbe. Dann gab er sie den Ministern zu lesen und sprach:

„Wenn Euch und die Beamtschaft im Reiche gleiche Weisheit und Hingabe an den Staat beseelen würde, wie die Kaiserin, dann stünde es gut.“

Hierauf widerrief er das Todesurteil gegen Tschön Yüan Ta, befahl ihn zu sich, zeigte auch ihm die Eingabe der Kaiserin und fügte hinzu:

„Du bist mein Untertan, ich bin dein Herrscher. Von rechtswegen müßte der Respekt dich vor mir zittern lassen. Deine treue Hingabe und aufrechte Gesinnung machen deinen Herrn vor dir zittern.“

Kaiser Mu Tsung (820–824) von der Tang-Dynastie war ein leidenschaftlicher Freund von Theater, Festlichkeiten, Jagd und Vergnügensreisen und warf in dieser Beziehung alles gute Herkommen über den Haufen. Eines Tages wurden seine Minister deswegen bei ihm vorstellig, wobei sie bemerkten:

„Euere Majestät haben kaum den Thron bestiegen, und schon gebt Ihr Euch allen Arten Vergnügungen hin, obwohl das Grabmal für Euren verstorbenen Vater noch nicht einmal fertiggestellt ist. Das verstößt gegen

unser Herkommen, wie es im Liki, im heiligen Buche der „guten Lebensform“ geregelt ist, wo geschrieben steht: Beim Tode der Eltern währt die Zeit der Trauer drei Jahre, während deren Schmerz und stille Einkehr an den Tag zu legen ist. Während der Trauerzeit in Euerem Palastgarten Festlichkeiten zu veranstalten, entspricht nicht unserem Brauch. Euer Jagden und Vergnügungen überschreiten alles Maß. Euerem Beispiele folgend, sieht man die Gesellschaft sich einem wahren Taumel von Vergnügungen, Jagdpartien, Theater, Tanz und Kabarettveranstaltungen hingeben. Eure Majestät besucht und fördert diese Veranstaltungen und verschwendet an die Mitwirkenden mit vollen Händen die Mittel des Staatsschatzes, die sozusagen Blut und Knochen des Volkes sind und als Reserven für Notfälle dienen sollen. Das Staatsinteresse gebietet, daß Euer Majestät diesem frivolen Treiben unverzüglich Einhalt tun.“

Als Kaiser Hsiän Tsung (805–820) von der Tang-Dynastie den Thron bestiegen hatte, schickten ihm viele Leute kostbare Geschenke zu, um sich vorteilhaft einzuführen. Aber der Kaiser sandte alle diese Geschenke zurück mit dem Bemerken:

„Ich wünsche mir weiter nichts, als daß ich weise Männer bei der Regierung zur Seite habe und daß mein Volk in Wohlstand und Zufriedenheit lebt. Alles weitere dient nur eitlen Zwecken und hat keinen Wert für den Staat. Also erspart euch künftig derartige Geschenke.“

Kaiser Hsiao Tsung (1487–1506) aus der Ming-Dynastie war Anhänger der buddhistischen und taoistischen Wahnlehren, denen zufolge es möglich sein soll, sich durch ein bestimmtes Gebräu die Unsterblichkeit zu verschaffen sowie auf künstlichem Wege Gold und Silber herzustellen. Eines Tages wurde dem Kaiser aus buddhistischen Kreisen nahegelegt, vor einem der Palasttore eine Pagode mit einem Buddhandbild zu errichten und ihr den Namen Yen schou ta, „Pagode der Lebensverlängerung“, zu geben. Dadurch werde er sich ein langes Leben sichern. Der Staatsrat widersetzte sich der Ausführung dieses Projekts mit folgender Eingabe:

„Unter allen chinesischen Kaisern waren die eifrigsten Anhänger der Lehre Buddhas und Lao tses die Kaiser Wu Ti von der Liang-Dynastie und Hui Tsung von der Sung-Dynastie. Der eine wie der andere hat ein trauriges Ende genommen, welches ihrem Andenken keinen Ruhm bereitet. Das Geheimnis der Gold- und Silberherstellung sowie des Unsterblichkeitstranks zu suchen, ist ein Irrwahn, den unsere Weisen seit alters verurteilt haben, eine Wissenschaft, die von unseren erleuchtetsten Herrschern mit Strafe belegt wurde. Die Fürsten Eures erhabenen Hauses, darauf bedacht, die weisen Lehren von Yao, Schun und Konfuzius aufrecht zu erhalten, haben den buddhistischen Aberglauben beharrlich verworfen. Obwohl es schon an allen Orten Tempel und Pagoden dieser Sekte gibt, wollen die Buddhisten Eure Majestät veranlassen, jetzt eine neue Pagode zu errichten, unter der Vorspiegelung, daß diese Eurer Majestät Tage verlängern werde. Die alten Kaiser Yao und Schun haben

länger als hundert Jahre gelebt, ohne derartige Bauten zu errichten. Das sicherste Mittel, Euch unsterblich zu machen, besteht darin, daß Ihr Euren Namen in Eueren Abkömmlingen fortsetzt und alle Euerer Sorge dem Glück und Frieden Eurer Völker widmet. Pagoden, die Buddha geweiht sind, werden nie dazu beitragen. Wenn sie die Kraft hätten, unsterblich zu machen, wer von uns würde nicht alle seine Reichtümer für solche Bauten hergeben, um sich unsterblich zu machen! Um nun bloß die Kostenfrage ins Auge zu fassen: eine solche Pagode kostet mehrere zehntausend Pfund Silber! Diese Summe fürs Volkswohl verwendet, bedeutet für zahlreiche Unglückliche Erhaltung der Existenz. Diese Pagode, welche Eurer Majestät Leben nicht verlängern kann, würde also umgekehrt das Leben zahlreicher Untertanen verkürzen, indem sie ihnen notwendige Existenzmittel entziehen würde.“

Daraufhin unterblieb der Bau.

Kaiser Tschung Tsung (923—926) von der späteren Tang-Dynastie hatte nach kaum dreijähriger Regierung im frühen Alter von fünfunddreißig Jahren als Opfer einer selbstverschuldeten Revolution Thron und Leben verloren. Von unsinniger Theaterleidenschaft besessen, hatte er nicht allein seine Würde soweit preisgegeben, bei Theateraufführungen am Hofe selber mitzuwirken, sondern obendrein die Torheit begangen, wichtige Staatsämter mit Eunuchen und Komödianten zu besetzen, deren Mißwirtschaft den Thron aller staatsmännischen Kräfte beraubte und schließlich zur Revolution führte. Die erste

Regierungshandlung seines Nachfolgers Ning Tsung (926—933) war die Entfernung der Eunuchen und Schauspieler vom Hof und aus der Beamtschaft gewesen. Als sein Gesandter dem König des benachbarten mächtigen Kitan-Tataren-Reiches die Tatsache und Gründe des Thronwechsels anzeigte, entgegnete dieser:

„Ihr heutigen Chinesen seid zu verweichlicht. Euer letzter Herrscher lebte nur seinem Vergnügen, dem Theater und der Jagd. Er hatte kein Herz für seine Soldaten und für den einfachen Mann. Das war sein Verderben. Als ich von seiner schlechten Führung hörte, nahm ich mir ihn als Warnung: ich ließ das Weintrinken, besuchte kein Theater mehr, entließ meine Schauspieler und Tänzerinnen und schenkte meinen Jagdfalken die Freiheit. Hätte ich nicht so gehandelt, wer weiß, ob ich selber noch auf dem Thron säße.“

Jön Tsung (1311—1320), ein ausgezeichnete, sozialdenkender Kaiser der Mongolendynastie, pflegte, wenn ihm Kostbarkeiten und Edelsteine zum Kauf angeboten wurden, zu sagen:

„Seit Kindheit habe ich den Luxus verachtet, der die Menschen nur weichlich und eitel macht. Es ist mir zuwider, wenn ich sehe, daß die oberen Kreise sich mit diesem frivolen Tand abgeben und ihm eine Unmasse Geld opfern, das sie lieber zur Linderung der Armut verwenden sollten. Man bringe mir weise und tüchtige Männer, die das Volkswohl und das Ansehen des Reiches zu heben verstehen, das sind Juwelen nach meinem Geschmack, die andern verachte ich.“

Tschao Kwang Yin (960—976), der Gründer der großen Sung-Dynastie, steht in der vordersten Linie der vorbildlichen Herrscher Chinas. Einzig auf das Volk wohl bedacht, war er nicht nur für seine Person jedem Luxus feind, sondern untersagte ihm auch seiner Umgebung. Als sich ihm eines Tages eine seiner Töchter in einem neuen Seidenkleid von raffiniertem Geschmack vorstellte, bemerkte er tadelnd:

„Es fehlt nicht viel, und du führst am Hofe wieder den Luxus ein. Andere Frauen werden deinem Beispiel folgen, und schließlich wirst du die Ursache für unliebsame Zustände, deren Beseitigung unendliche Mühe kosten wird.“ Und er verbot ihr das weitere Tragen des neuen Kleides.

Ein andermal wollte dieselbe Prinzessin ihn bereden, sich seine kaiserliche Sänfte vergolden zu lassen. Der Kaiser entgegnete ihr:

„Wozu? — Natürlich bin ich Herr über alle Schätze des Reiches und könnte, wenn ich wollte, mir herrliche Paläste und goldene Sänften bauen lassen. Aber es fällt mir gar nicht ein, denn mein Reichtum stammt doch vom Volke, ist die Frucht seiner Arbeit, darum darf ich ihn nur zum Wohle des Volkes verwenden.“

DER GROSSE UND DER KLEINE EROBERER

Fürst Huan von Tsi (7. Jahrhundert v. Chr.) fragte seinen Minister Kwan tse:

„Wie macht man sich als Herrscher geachtet?“

„Durch Achtung des Himmels“, erwiderte Kwan tse. Der Fürst wandte den Blick aufwärts und betrachtete respektvoll den Himmel.

„Was ich hier Himmel nenne,“ fuhr Kwan tse fort, „ist nicht das blaue Firmament. Für den Herrscher ist das Volk der Himmel. Ist das Volk mit ihm, so ist er sicher; sein Beistand macht ihn stark; ist das Volk wider ihn, so ist er in Gefahr; verläßt es ihn, so ist er verloren.“

Im Laufe der achtjährigen blutigen Wirren, die den Sturz der unpopulären Tsin-Dynastie (225—206) begleiteten, blieben unter der Schar der Thronbewerber als einzige Rivalen schließlich die beiden gewaltigsten Kämpen der damaligen Zeit übrig: Liu Pang und Hsiang Yü. Beide in hundert Schlachten erprobt, mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, von gleich hoher persönlicher Tapferkeit und Feldherrnkunst, waren ebenbürtige Gegner und geborene Herrscher. Aber während Hsiang Yü anfänglich das Übergewicht in der Zahl der Streitkräfte und Hilfsmittel besaß, war ihm Liu Pang in einem entscheidenden Punkte überlegen. Durch weise Mäßigung, Selbstüberwindung, Freigebigkeit und schonende Behandlung des Volkes verstand er dessen Herz zu gewinnen und die Besten auf seine Seite zu ziehen. Diese Fähigkeit war Hsiang Yü versagt, dessen völlig unbeherrschte, harte und grausame Natur die Geister abstieß. So kam es, daß das ge-

waltige Ringen der beiden Helden schließlich zugunsten Liu Pangs endete, des ersten Kaisers der Han-Dynastie.

Eines Tages, als Liu Pang mit seinen Truppen durch eine Stadt zog, entdeckte ein dort ansässiger junger Gelehrter namens Li I Ki unter den vorbeimarschierenden Kriegern einen Freund, mit dem er sogleich ein Gespräch anknüpfte.

„Liu Pang steht im Rufe,“ so begann er, „uns Leute der Wissenschaft nicht sonderlich zu lieben. Und doch hätte ich Lust, unter seinen Fahnen zu dienen, da er ein so großartiger Führer ist.“

„Lieber nicht,“ sagte sein Freund, „schon der bloße Anblick der Gelehrtentracht versetzt ihn in schlechte Laune. Wenn du ihm deine Dienste anbieten willst, verbirg ihm wenigstens deinen Stand.“

„Ich will mich ihm bekannt machen, ohne daß er sich ärgern soll“, versetzte der Gelehrte. Der Krieger erzählte Liu Pang davon, worauf dieser den Wunsch äußerte, seinen Freund kennen zu lernen. Sofort eilte jener zu Li I Ki und führte ihn ins Zelt des Feldherrn. Als sie eintraten, hatte dieser sich eben, um etwas auszuruhen, auf ein Feldbett gestreckt und nahm zunächst gar keine Notiz von ihnen. Etwas gereizt sprach Li I Ki zu ihm:

„Glaubt Ihr, mit Nichtachtung der Weisen die Herrscher von Tsin überwinden zu können? Gerade weil sie den Rat der Weisen verachteten, haben sie sich verhaßt gemacht.“

Augenblicklich erhob sich Liu Pang, machte dem Gelehrten eine tiefe Verbeugung und nötigte ihn, den ersten Platz am Tische einzunehmen. Als bald kamen sie ins Gespräch, in dessen Verlauf der Gelehrte einen wich-

tigen Plan entwickelte. Liu Pang, der seinen Plan befolgte, gelangte dadurch mühelos in den Besitz eines festen Platzes von strategischem Wert und reichen Kornvorräten. Seitdem stand Li I Ki bei ihm in hoher Achtung und wurde von ihm als diplomatischer Unterhändler benutzt. Liu Pang, von Haus aus Dorfschulze und ohne wissenschaftliche Bildung, durch und durch praktischer Tatmensch, blieb aber auch später als Kaiser bei seiner Geringschätzung der Buchweisheit. Oft pflegte er zu sagen: „Vom Pferde herab habe ich das Reich erobert.“ Aber er war politisch genug, um wenigstens äußerlich den Gelehrtenstand mit gebührender Achtung und Rücksicht zu behandeln. So unternahm er eigens eine Reise zum Grabmal des Konfuzius und ehrte dessen Andenken zum ersten Male durch ein Ritual, wie es sonst nur Kaisern dargebracht wird. Durch diese kluge Haltung gelang es ihm, die einflußreiche Schicht der akademischen Kreise zu gewinnen.

Auf seinem Wege nach Hsiän yang, der feindlichen Hauptstadt, kam dem siegreichen Liu Pang Tze Ying, der Sohn des letzten Kaisers von Tsin, in einfachem Gewand, den Strick am Hals, den Wagen zum Zeichen der Trauer mit weißen Rossen bespannt, entgegen, um sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Liu Pang stieg augenblicklich vom Pferde, löste ihm die Schlinge vom Hals und begrüßte ihn seinem fürstlichen Range gemäß. Alles hatte geglaubt, er würde ihn auf der Stelle sterben lassen, um künftigen Revolten vorzubeugen, aber Liu Pang behandelte ihn mit ritterlicher Schonung und nahm ihn unter seinen Schutz.

Er gelangte als erster vor seinem Rivalen Hsiang Yü in den Besitz der feindlichen Hauptstadt Hsiän yang. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sich der ungeheuren Schätze, die dort offen ausgebreitet lagen, zu bemächtigen und sich zum Kaiser ausrufen zu lassen. Aber er wollte nicht als Räuber und Usurpator erscheinen. Ohne die Schätze anzutasten, beschränkte er sich darauf, die Akten der Staatskanzlei mit Beschlag zu belegen, die ihm Einblick in die Steuerkraft des Landes gaben. Gleichwohl hätte ihm der Aufenthalt in Hsiän yang leicht zum Verhängnis werden können. Das üppige Leben in dem mit allem Luxus und einer Unzahl schöner Frauen angefüllten Palast sagte ihm derart zu, daß er ihn nicht mehr verlassen wollte. Da erhob Tschang Liang, der weise Ratgeber, seine warnende Stimme:

„Schreckt Euch nicht das Beispiel der Tsin, die wir nur darum überwinden konnten, weil ihre Verworfenheit sie verhaßt gemacht hatte? Wollt Ihr, durch Wohlleben verführt, zu einem zweiten Li Kweh werden? Weichlicher Luxus schwächt die kriegerische Kraft. Wenn Ihr nicht schleunigst enteilt, so wird Hsiän yang Euer Grab.“

Liu Pang brachte es über sich, seinem Rate zu folgen und sich wieder zur Truppe zu begeben. Dieser heroische Akt der Selbstüberwindung trug hauptsächlich zu seinem Ruhme bei. Es kam hinzu die Menschlichkeit, die er gegenüber der Bevölkerung der eroberten Länder an den Tag legte. Nach seinem Abmarsch von Hsiän yang erließ er folgende Kundgebung an die Bewohner des Staates Tsin:

„Ihr habt geächzt unter der Tyrannei der Tsin. Wie viele Familien sind auf Grund geringfügigsten Verdachtes ausgetilgt worden! Von allen Seiten strömten Bäche Blutes! Schrecken und Ungerechtigkeit überall! Jeder unter euch fürchtete gleiches für sich und die Seinen! Ich bin gekommen, euch von der Furcht zu befreien und die alten glücklichen Zeiten wiedererstehen zu lassen. Meine Absicht ist, euch zu Frieden und Wohlstand zu führen.“ Erfreut strömte auf diese Kunde hin das Volk in Massen herbei und brachte Lebensmittel für die Truppen. Aber Liu Pang verwehrte seinen Soldaten, sie anzunehmen, da er den Landesbewohnern nicht den eigenen Bedarf schmälern mochte. Diese Mäßigung trug zur weiteren Steigerung seines Ansehens bei.

Ganz anders Hsiang Yü. Nach Liu Pangs Wegzug in den Besitz der Hauptstadt gelangt, ließ er die gesamte Bevölkerung niedermetzeln und die Stadt einäschern. Drei Wochen währte der Riesenbrand, der den wunderbaren Palast in Asche legte. Der Prinz Tze Ying, obwohl unter Liu Pangs Schutz stehend, mußte mitsamt seiner Familie den Flammentod sterben. Nach Öffnung und Plünderung der kaiserlichen Grabkammern zog Hsiang Yü, mit ungeheuren Schätzen beladen, von der Bevölkerung verflucht, wieder ab. Seine Hauptsorge war, sich des mächtigen Rivalen zu entledigen, der ihm auf dem Wege zum Throne noch hinderlich war. Ein ritterliches Angebot Liu Pangs, sich freundschaftlich miteinander zu verständigen, beantwortete sein Gegner mit einem gemeinen Anschlag auf sein Leben, indem er ihn während eines Gastmahls durch Schwerttänzer umzu-

bringen versuchte. Unvermeidlich war nunmehr die bewaffnete Auseinandersetzung, die sich unter wechselvollem Kämpfen vier Jahre lang hinzog. War Hsiang Yü anfänglich reicher an Truppen und Hilfsmitteln, so verhalf schließlich das moralische Übergewicht Liu Pang zum Siege. Eines Tages saß er mit Han Hsin, seinem soeben zum Oberbefehlshaber bestellten tüchtigsten Truppenführer, im Zelte zusammen. Han Hsin sprach zu Liu Pang:

„Hsiang Yü ist der Einzige, der Euch den Besitz des Reiches streitig machen kann. Wen von euch beiden haltet Ihr für mächtiger und entschlossener?“

Liu Pang sann eine Weile nach, dann sprach er:

„Ich gestehe, daß mir Hsiang Yü überlegen ist.“

„Das glaube ich auch,“ fuhr Han Hsin fort, „und doch besitzt Ihr bei sorgfältiger Abwägung aller Vor- und Nachteile das Übergewicht, ich sage es ohne zu schmeicheln. Hsiang Yü läßt sich von seinem impulsiven zügellosen Temperament beherrschen, nicht tausend Kräfte vermögen ihn zu halten. Seine hochfahrende unlenksame Art ist Schuld, daß ihn die Tüchtigen und Gutgesinnten nach kurzer Zeit wieder verlassen. Zwar empfängt und lobt und feiert er in Worten die Weisen, aber handelt es sich darum, das Verdienst zu belohnen und die Würdigen zu befördern, da gleicht er einer Frau, er ist empfindsam, aber geizig.“

„So zahlreich heute seine Armee ist, so braucht Ihr sie doch nicht zu fürchten. Nichts leichter, als sie zu schwächen. Indem Ihr dem gemeinen Mann Aussicht auf Beförderung gebt und das Verdienst gerecht belohnt,

werdet Ihr die Auslese der feindlichen Truppen auf Eure Seite ziehen und ihm bald überlegen sein. Während ihn das Volk haßt, liebt Euch alle Welt. Von den Schätzen zu Hsiän yang, deren Ihr Euch mit Leichtigkeit bemächtigen konntet, habt Ihr nicht im Gewichte eines Haares genommen. Anstatt das Volk auszusaugen, sucht Ihr seine Not zu lindern. Darum schlagen alle Herzen für Euch.“

Han Hsin behielt Recht. Das moralische Übergewicht verschaffte Liu Pang ständig neuen Zulauf, und im übrigen sorgte Gold, das er in reichlichen Mengen unter Hsiang Yüs Truppen fließen ließ, dafür, die feindlichen Reihen zu lichten.

Schließlich glückte es ihm, nach Abschneidung aller Lebensmittelzufuhren, den Gegner zur Strecke zu bringen. Mit seinen von Mangel geschwächten Truppen entscheidend geschlagen, aus mehreren Wunden blutend, gab sich Hsiang Yü nach tapferem Einzelkampfe selbst den Tod. Den toten Gegner ehrte Liu Pang in ritterlicher Weise, indem er ihm ein würdiges Leichenbegängnis und Grabmal besorgte und seinen noch lebenden Vater in den Fürstenstand erhob. Vom allgemeinen Volkswillen gedrängt, entschloß sich der Sieger nunmehr, den Kaisertitel anzunehmen. Er schlug seine Residenz in Lo yang auf, wo er kurz nach der Thronbesteigung den Großen des Reiches mit allem kaiserlichen Pomp ein festliches Mahl gab. Während des Mahls richtete er an die Versammelten das Wort und sprach:

„Ihr treuen Gefährten meiner Mühen und Genossen meines Ruhmes, laßt euch durch den Respekt, den ihr

meinem Range schuldet, nicht abhalten, mir eure Meinung zu sagen. Sprecht offen und frei: wie kommt es, daß ich Herr des Reiches wurde und Hsiang Yü unterlag?“

Die Antwort lautete:

„Schweres und Leichtes habt Ihr gleicherweise mit denen geteilt, die sich Eurem Dienst ergeben hatten. Den Tüchtigen hobt Ihr empor, und das Verdienst blieb nicht ohne Lohn. Hsiang Yü im Gegenteil mißtrauisch und treulos, behandelte selbst seine aufrichtigsten Freunde schlecht. Niemals spornte er durch Freigebigkeit diejenigen an, die Leben und Blut für ihn verschwendeten. Alle Ehre eines Sieges, einer Eroberung, alle Schätze und Beute der Besiegten beanspruchte er für sich allein. Diese Haltung mußte ihm das Volk entfremden und seinen Untergang herbeiführen.“

AUS DEM TESTAMENT DES KAISERS KANG HSI

Kaaiser Kang Hsi, der größte Herrscher der Mandschu-Dynastie (1644—1911), starb am 20. Dezember 1722, abends 8 Uhr. Wenige Tage vor seinem Tode zeichnete er ein politisches Testament auf, in dem er eine Art Rechtsfertigung seiner Regierung gibt und seinen vierten Sohn Yung Tschong zum Thronerben einsetzte. In diesem Schriftstücke hieß es:

„Ich, der Kaiser, der ich heute siebzig Jahre zähle und nicht weniger als sechzig Jahre regiert habe, verdanke diese Gnade dem Beistand des Himmels und der Erde, meiner Ahnen und der Gottheit des Ackerbaues, aber nicht meinem schwachen Verstande. Nach geschichtlicher Berechnung sind seit dem ersten Regierungsjahre des Kaisers Huang Ti überviertausenddreihundertfünfzig Jahre verstrichen, in diesem langen Zeitraum zählt man dreihunderteinen Herrscher Chinas, und von diesen haben nur wenige eine so lange Regierungszeit erreicht wie ich.

Als ich zwei Jahrzehnte regiert hatte, wagte ich nicht zu hoffen, das dritte Jahrzehnt voll zu machen, als ich dieses erreicht hatte, glaubte ich nicht, das vierte zu erfüllen, heute befinde ich mich im sechsten Jahrzehnt meiner Regierung. Wie unser heiliges Buch Schu king in dem Abschnitt Hung fan „Der ungeheure Plan“ lehrt, bilden fünf Dinge das menschliche Glück: langes Leben, Besitz und Nachkommenschaft, ein gutes Gewissen, Freude am Wohltun und ein glückliches Ende, wobei

das Letztgenannte, weil am schwersten erreichbar, am höchsten zu bewerten ist. Das Alter, das ich erreicht habe, beweist mein langes Leben. Was den Reichtum betrifft, so nannte ich alles innerhalb der vier Meere mein eigen; ich sehe mich als Stammvater von hundertfünfzig Söhnen und Enkeln und noch mehr Töchtern und Enkelinnen. Das Reich hinterlasse ich in friedlichem und frohem Zustande, also kann ich wohl behaupten, glücklich zu sein. Nach alledem werde ich, wenn mir etwas zustoßen sollte, zufrieden sterben.

Wenn ich auch nicht zu behaupten wage, daß es mir seit meiner Thronbesteigung geglückt ist, eine völlige Beseitigung aller Mißstände und restlose Hebung der Volksmoral herbeizuführen, sowie jeder Familie zu Wohlstand und jeder Einzelperson zum notwendigen Lebensunterhalt zu verhelfen, wenn ich mich in dieser Hinsicht auch nicht mit den weisen Herrschern der drei ersten Dynastien messen kann, so kann ich doch versichern, daß es während meiner ganzen langen Regierung mein einziges Ziel gewesen ist, das Reich im tiefen Frieden zu erhalten und in der Bevölkerung jedermann mit seinem Los und seiner Stellung zufrieden zu machen. Dieser Aufgabe habe ich mich mit unsagbarer Hingabe und unermüdlicher Anstrengung gewidmet und dabei im wesentlichen die Kräfte meines Körpers und Geistes erschöpft. Ich kann gar nicht genug betonen, bis zu welchem Grade ich in dieser Beziehung meine Pflicht getan habe. Es gibt manchen Kaiser, der nur kurze Zeit regiert hat. Gewöhnlich messen die Geschichtsschreiber diesen Umstand einer unmäßigen Leidenschaft für Schwelgerei und Ausschwei-

fungen bei und suchen eine Stärke darin, auch bei den besten und untadeligsten Fürsten geringfügige Schwächen hervorzukehren. Hiergegen möchte ich bei dieser Gelegenheit meine Vorgänger einmal deutlich und nachdrücklich in Schutz nehmen: es ist vor allem die Belastung mit Staatsgeschäften aller Art, die ihnen Sorgen und Mühen verursacht und ihre Lebensstage abgekürzt hat.

Von unserem Tschu Ko Liang (berühmter Staatsmann zur Zeit der „drei Reiche“ 221–229) stammt das Wort: „Ich will mich beugen unter der Last, ich will meine ganze Kraft erschöpfen, erst mit dem Tode soll meine Mühe enden.“ Aber abgesehen von ihm selbst haben nur wenige Staatsmänner dieses Versprechen wahrgemacht. Auf wen sollen dagegen wir Herrscher die Regierungslast abwälzen? Können sich in diesem Punkte die Minister mit uns vergleichen? Diese treten ihr Amt an, wenn es ihnen gefällt, und wenn sich die Jahre über ihrem Haupte anhäufen, dann nehmen sie ihren Abschied und ziehen sich ins Privatleben zurück, umarmen zu Hause ihre Kinder, schwatzen mit ihren Enkelkindern und gehen, wenn sie dazu Lust haben, spazieren. Dagegen wir Herrscher verbringen unser Leben in beständiger Arbeit und Verantwortung, ohne einen Tag der Entspannung. Wir sind es, auf die man mit Recht das Wort des Tschu Ko Liang anwenden kann.

Seit frühester Jugend habe ich mich dem Studium der Weisheit hingegeben und in alten und neuen Wissenschaften eine gewisse Kenntnis erworben. In der Blüte meiner Jahre konnte ich den stärksten Bogen spannen, bestimmt für Pfeile von dreizehn handbreit Länge. Ich

verstand mich auf die Handhabung jeder Waffe ebenso, wie auf die Führung meiner Armeen. Nie habe ich während meines ganzen Lebens jemanden ohne triftigen Grund sterben lassen. Ich habe die Rebellion der drei Vizekönige unterdrückt, ich habe die nördliche Mongolei gesäubert; alle meine kriegerischen Unternehmungen waren von meinem eigenen Genius entworfen und erfolgreich durchgeführt.

Niemals habe ich den Staatsschatz ohne nützlichen Zweck in Anspruch genommen, denn er enthält das Blut des Volkes. Nur für die Unterhaltung des Heeres und zwecks Hilfeleistung bei Hungersnot habe ich daraus geschöpft. Ich duldete nicht, daß man mit Seidenbespannung die Wände in den Häusern ausstattete, wo ich während meiner Besichtigungsreisen Aufenthalt nahm. An keinem Rastplatz überstiegen die Ausgaben meines Aufenthaltes die Summe von zehn bis zwanzigtausend Pfund Silber. Wenn man bedenkt, daß ich alljährlich mehr denn drei Millionen Pfund Silber für die Instandhaltung und Ausbesserung der Deiche aufwandte, wird man erkennen, daß die erstgenannte Ausgabe, die meine Person verursache, noch nicht einmal den hundertsten Teil der zweiten, die dem Allgemeinwohl zugute kam, ausmachte.

Ich besitze mehr denn hundert Söhne und Enkel und zähle siebzig Jahre. Die Großen des Reiches, Minister und Beamtschaft, das chinesische Volk, selbst die Mongolen und andere Fremdvölker zeigen offenkundig treue Hingabe für meine Person und bedauern mein vorgeschrittenes Alter.

Unter so glücklichen Umständen werde ich, wenn mein langer Lebensweg ans Ziel gelangt, mit Befriedigung scheiden.

Alle Abkömmlinge der beiden Söhne des Kaisers Tai Tsu, meines Urgroßvaters, befinden sich in geordneten und friedlichen Verhältnissen. Wohlan, haltet in herzlicher Eintracht zusammen! Stützt euch gegenseitig! In dieser Erwartung sterbe ich zufrieden und ruhig.

Mein vierter Sohn Yung Tschong besitzt seltene und wertvolle Eigenschaften. Er gleicht in vieler Beziehung mir selbst. Ich zweifle nicht, daß er fähig ist, das große Erbe zu übernehmen und fortzuführen. So befehle ich, daß er nach mir den Thron besteigt und die kaiserliche Würde in Empfang nimmt. Die Trauer um meinen Tod währe satzungsgemäß nicht länger als siebenundzwanzig Tage. Dieser Erlass sei in der Hauptstadt und in den Provinzen kundgetan, damit jedermann seinen Inhalt kennt.“

DER WEG DER REGIERUNG

VERANTWORTUNG

Kaiser Yao hatte nur dann Ruhe auf dem Thron, wenn er wußte, daß die Bevölkerung zufrieden war und ungestörter Arbeit nachging. Öfters unternahm er Reisen, um sich persönlich von der Lage des Volkes zu unterrichten. Mit dem kaiserlichen Gewand und den Abzeichen seiner Würde angetan, in seinem roten, mit weißen Rossen bespannten Staatswagen fahrend, verschmähte er nicht, in die niedrigsten strohgedeckten Hütten einzutreten und mit den Ärmsten des Volkes zu reden.

„Friert das Volk?“, pflegte er zu sagen, „das ist meine Schuld.“

„Hungert das Volk?, das ist mein Fehler.“

„Begeht es Verbrechen?, ich bin die Ursache.“

REGIERUNG OHNE ANSTRENGUNG

Die Staatskunst der alten Herrscher bestand in ihrem „Einssein mit dem Volk. Hätten sie auf das gehört, was dem Volkswillen zuwider war, so hätten sie töricht regiert. So aber fügten sie sich dem, was dem Volkswillen entsprach. Trotz ihrer hohen persönlichen Einsicht achteten sie auf das, was die Leute auf dem Markt sagten. Der weise Herrscher paßt sich der Volksmeinung an, er unterdrückt seine eigenen Impulse und läßt freien Lauf der Stimmung, die sich in den Gemütern der Masse angesammelt hat. So kam es, daß die alten Herrscher eins mit dem Volke waren und das Volk nicht zur Auflehnung neigte.“

Kwan Tse.

„Die alten Herrscher waren nicht starr gesinnt, sondern paßten sich der Volksstimmung an, sie waren nicht unabänderlich in ihrem Willen, sondern fügten sich dem Volkswillen. Ihre Gesetze entsprachen der allgemeinen Stimmung, darum erreichten sie Ordnung ohne Anwendung von Strenge. Ihre Verordnungen kamen dem Bedürfnis der Gesamtheit entgegen, darum hatten sie Erfolg ohne Anstrengung. Die Leute taten von selbst ihre Pflicht und gehorchten den Gesetzen ohne Gebrauch von Strafe und Belohnung. Das ist das Geheimnis der alten Kunst des Regierens ohne Anstrengung.

In späteren Zeiten wurde umgekehrt verfahren. Die Welt und die Menschen und der Thron waren dieselben geblieben wie früher, aber total anders war die Regierungsweise geworden. Einer Einzelstimmung zuliebe

mußte die Gesamtheit sich hartem Zwange fügen, Einzelwillkür gab den Ausschlag bei Maßnahmen, denen sich alles nur widerwillig beugte. Das war der Fall, wenn Einzelwille die Bahn der Vernunft verließ. Dann war trotz Nachtwachen und fieberhafter Überarbeitung von Geist und Körper der Erfolg der Regierung nur gering. Gesetze ergingen wohl, aber die Beamtschaft handhabte sie nicht, Verordnungen kamen in Fülle, aber das Volk umging sie. Ein Strafsystem von meisterhafter Klarheit war da, aber es verhinderte nicht die Zunahme der Verbrechen, die Belohnungen mochten noch so hoch sein, sie übten keinen Anreiz. Ungeheuer war die Anstrengung der Regierung und verschwindend klein ihr Erfolg.

Deshalb empfiehlt es sich, zur alten Praxis zurückzukehren und die Regierung der Stimmung und dem Willen der Gesamtheit unterzuordnen, dann wird die Anstrengung nur halb und der Erfolg doppelt sein.“

Po Kü I., Philosoph und Staatsmann (742–846).

DIE PRAKTISCHE MITTE

Der Zustand, in dem die Leidenschaften noch un-
„Derweckt sind, heißt „Mitte“ (absolute), sind sie
geweckt, aber gezügelt, so heißt das Harmonie (prak-
tische Mitte).

Tschung yung, das klassische Buch der „Praktischen Mitte“.

„Welches sind die menschlichen Leidenschaften?

Es sind Freude, Zorn, Trauer, Furcht, Liebe, Haß, Be-
gierde. Welche Macht diese Sieben ausüben, ist bekannt.

Welches sind die bürgerlichen Pflichten?

Es sind: die elterliche Sorge für das Kind, der kind-
liche Gehorsam gegen die Eltern, die Freundlichkeit der
älteren Geschwister gegen die jüngeren, die Nachgiebig-
keit der jüngeren Geschwister gegen die älteren, rück-
sichtsvolle Behandlung der Frau durch den Ehemann,
Unterwerfung der Ehefrau unter den Willen des Man-
nes, wohlwollende Behandlung der Jüngeren durch die
Älteren, Respekt der Jüngeren gegenüber den Älteren,
Mitgefühl des Herrschers für die Beherrschten, Treue der
Beherrschten gegenüber dem Herrscher —, das sind die
zehn bürgerlichen Pflichten. Der Heilige (Herrscher)
bändigt die sieben Leidenschaften, indem er die zehn
Pflichten allseitig zur Entfaltung bringt.“

Li ki, das heilige Buch der „guten Lebensform“.

„Dichtung und Musik sind der Ausdruck seelischer
Stimmungen. Laßt sie einfach und natürlich sein, frei

von Sinnlichkeit und Leidenschaft! Dichtung und
Musik sollen gleich der Seele edle Stimmung atmen,
dann werden sie die Geister harmonisch einen.“

Kaiser Schun zu seinem Kultusminister Kweh.

Konfuzius sprach: „Kaiser Schun (obwohl selbst
weise) liebte es, die anderen zu befragen und ihre Mei-
nung zu prüfen, auch wenn sie oberflächlich war. Er
überging mit Stillschweigen, was er daran minderwertig
fand, hob dagegen das Richtige um so mehr hervor.
Von zwei Extremen pflegte er die Mitte zu wählen und
bei der Regierung anzuwenden.“

Tze Lu fragte: „Was heißt starke Regierung?“

Konfuzius antwortete:

„Mit Milde und Nachsicht das Volk belehren, unver-
nünftiges Verhalten verzeihen, das ist die Stärke der
südlichen Richtung. Ihrer bedient sich der Edle vorzugs-
weise.

Sich auf die Gewalt der Waffen stützen, ohne Erbarmen
Todesstrafe verhängen, das ist die Stärke der nördlichen
Richtung. Ihrer bedient sich der Starke vorzugsweise.

Der Edle erstrebt freundliche Harmonie, ohne aber
schwach zu sein. Er steht aufrecht in der Mitte, ohne
nach einem Extrem zu neigen.

Überwiegt im Staate das gute Prinzip, so ist er un-
erschütterlich in der Abwehr des Schlechten.

Hat das Schlechte die Oberhand, so ist er unerschütter-
lich in der Verhängung von Todesstrafe.“

Tschung yung.

KRIEG UND POLITIK

Am Neujahrstage des Jahres 627 veranstaltete Kaiser Tai Tsung (626–649) von der Tang-Dynastie ein großes Festmahl für die Minister und Großen des Reiches. Während des Mahles spielte die Musik die alten kriegerischen Weisen, bei deren Klang er einst vor der Thronbesteigung seine Truppen so oft zum Siege geführt hatte. Als der Kaiser das Erstaunen seiner Gäste bemerkte, sprach er zu ihnen:

„Ihr braucht euch nicht zu wundern, daß ich an dieser Musik festhalte, die so wenig sanft und friedlich klingt. Es geschieht, um die Erinnerung an die schweren Kämpfe zu bewahren, die es kostete, um den Frieden zu erringen und um in der Wachsamkeit für die Sicherung des errungenen Friedens nicht zu erlahmen.“

Als ihm entgegnet wurde, daß die geistigen Mittel der Politik höher einzuschätzen seien als kriegerische Leistungen, erwiderte er:

„Waffen und Politik haben beide ihre Zeit. In Zeiten des Krieges und der Unruhen sind die Waffen unentbehrlich, um den Frieden herbeizuführen. Ist der Krieg beendet und die Ruhe wieder hergestellt, dann ist es Sache der Politik, den Frieden auszubauen. Beide, Militär und Politik, haben dem Frieden als höchstem Staatsziel zu dienen, und es ist darum falsch, dem einen den Vorrang vor dem anderen zu geben.“

STATTHALTER

Im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung versammelte Kaiser Schun (2258–2208) die Großen seines Reiches und sprach:

„Der Platz, den ich einnehme, ist der verantwortungsvollste, den es gibt. Das Wohl des Volkes hängt von ihm ab. Wehe, wenn der Throninhaber nicht mit äußerster Weisheit handelt! Aber ein Kaiser, so fähig er auch sei, ist nur ein Mensch und kann allein nicht alles wissen. Ohne die Hilfe erleuchteter, geschickter, aufrichtiger, eifriger, untadeliger Untertanen kann er nicht mit Erfolg regieren. Wohlan, ich habe euch berufen, damit ihr zwölf Männer aus eurer Mitte erwählt, fähig, meiner schwachen Kraft Beistand zu leisten. In zwölf Provinzen ist das Reich geteilt, zu ihrer Verwaltung brauche ich zwölf Statthalter.“

Die Großen wählten zwölf aus ihrer Mitte und stellten sie dem Kaiser vor. Der Kaiser billigte ihre Wahl und sprach zu den Gewählten:

„Schwerwiegend ist die Last, die ich euch auferlege. Bedenkt, worum es sich handelt: Statthalter einer Provinz zu sein, heißt Vater einer zahlreichen Familie zu sein. Euere erste Sorge sei, eurer Familie ausreichend Nahrung zu sichern. Schafft Vorräte an Korn für die Zeiten der Knappheit. Niemals laßt in den Kornkammern den Vorrat gänzlich ausgehen. Hat das Volk genug zu essen, so ist es auch geneigt, seinen Pflichten nachzugehen.

Die Steuern, die ihr ihm auferlegt zur Deckung des öffentlichen Aufwandes, laßt mäßig sein. Untersagt ihm

allen Luxus, verbietet ihm kostspielige Bauten, die nur zur Befriedigung der Eitelkeit und Prachtliebe dienen. Hat das Volk keine Ablenkung, die seinen Neid erregt, so wird es sich mit seinem Lose zufrieden geben und arbeiten.

Im übrigen, täuscht mich nicht: äußere Verstellung vermag mich auf die Dauer nicht irre zu führen. Wo das Herz verderbt und schlecht ist, da kommt es schließlich auch äußerlich zum Vorschein in den Leiden des Volkes. Der Ruf der Regierung hängt von eurer Führung ab. Erfüllt ihr getreulich euer Amt, bringt ihr das Volk zu einer Veredelung seiner Sitten, dann werdet ihr sehen, daß fremde Barbarenstämme von selbst um Aufnahme unter unsere Hoheit und Gesetze nachsuchen werden.“

ZENSOREN

Als Kaiser Schun die neun Ministerien für die Zentralverwaltung einsetzte, ernannte er Long zum ersten Reichszensor und sprach zu ihm:

„Zum Zensor ernenne ich dich, um bei Tag und Nacht meine Befehle zu überbringen und mir über das zu berichten, was die anderen sagen. Nichts sollst du der Wahrheit hinzufügen, nichts verschweigen. Ich hasse diese gerissene Art von Menschen, welche die Dinge in doppeltem Lichte darzustellen wissen: in ihrem Munde wird die Wahrheit zur Lüge und die Lüge zur Wahrheit, das Verbrechen stempeln sie zur Tugend und aus gut machen sie schlecht. Was hat man nicht alles von ihrer frivolen Geschicklichkeit zu befürchten! Ihre tückischen Berichte verursachen, daß Unschuldige leiden und verfolgt werden. Wenn auch heute deine Gesinnung den anderen gegenüber neutral und unparteiisch ist, sei bedacht, daß sie es auch künftig bleibe. Der Mensch ist zahlreichen Schwächen unterworfen und kann sich nur schwer gegen die Fallen schützen, die ihm fremde Bosheit stellt. Leicht läßt er sich durch Schmeichelei, Verstellung und Bestechung verführen. Indem ich dich zum Zensor des Reiches mache, erwarte ich von dir, Long, daß du gerecht, aufrichtig und unparteiisch gleich mir um die Erhaltung von Frieden und Ordnung bemüht sein wirst.“

MINISTER

Fürst Wön (4. Jahrh. v. Chr.) vom Staate Weh suchte einen geeigneten Mann für den Posten des ersten Ministers, und da er in der Wahl schwankte, befragte er einen Weisen seines Hofes namens Li Ki. Er sprach zu ihm:

„Li Ki, man sagt, ein Mann, der knapp an Mitteln ist, sucht sich eine tüchtige Hausfrau, ein Fürst, der um seine Krone bangt, einen weisen Minister. Wen soll ich wählen, Weh Tschong oder Tschü Hoang?“

Li Ki erwiderte:

„Eine Wahl von derartiger Bedeutung darf nicht von Besitz, Stand oder Herkunft abhängig gemacht werden. Fünf Dinge müssen den Ausschlag geben: prüft, ob der Betreffende im Privatleben unanfechtbar dasteht, ob er freiwillig von seinem Reichtum abgibt, ob er in der Not gern hilft, ob er bereit ist, eigene Fehler abzulegen, ob er, wenn er selbst arm ist, sich zufrieden gibt, ohne anderen ihren Reichtum zu neiden. Wer diese fünf Eigenschaften besitzt, ist würdig, Minister zu sein.“

Der Fürst sprach darauf:

„Geht, meine Wahl ist getroffen.“

Als Li Ki nach beendeter Audienz den Palast verließ, traf er Tschü Hoang, der ihn fragte, wen der Fürst zum Minister gewählt habe. „Weh Tschong“, entgegnete Li Ki. Tschü Hoang verbarg seine Enttäuschung nicht, zählte seine sämtlichen früheren Verdienste um den Fürsten auf und fragte, worin Weh Tschong ihm über sei. Li Ki erwiderte:

„Weh Tschong ist sehr reich. Aber neun Zehntel seines Einkommens verwendet er, um wohlzutun.“

Tschü Hoang machte eine tiefe Verbeugung und gab seine Unterlegenheit zu.

FÜRST UND MANDARIN

Fürst Weh (4. Jahrhundert v. Chr.) vom Staate Tsi überragte alle anderen Reichsfürsten seiner Zeit an Herrschtalent. Einer seiner Provinzstatthalter zeichnete sich durch unerschütterliche Rechtlichkeit und vorbildlichen Pflichteifer aus, aber ebenso unbeliebt war er bei den Höflingen, weil er es verschmähte, ihre Gunst durch Schweifwedeln und Bestechungsgeschenke zu erkaufen. So flüsterte man dem Fürsten täglich Beschwerden über ihn ins Ohr. Als der Fürst genaue Erkundigungen über ihn einzog, vernahm er, daß das Gebiet seines Machtbereichs sich in blühendem Zustande befand. Die Felder trugen überreiche Ernten, die Bevölkerung war zufrieden und lebte in Eintracht, es gab keine Prozesse und Streitigkeiten unter den Leuten, und auch die Grenznachbarn respektierten seine Gebietshoheit und wagten keine Übergriffe. Als der Fürst dies hörte, ließ er den Statthalter an den Hof kommen und sprach zu ihm:

„Ich kenne jetzt die Quelle der Beschwerden, die man gegen dich erhebt. Deine Rechtlichkeit und Tüchtigkeit sind es, an denen käufliche Seelen Anstoß nehmen. Da ich für deine Verdienste bei dir in Schuld stehe, mache ich dich zum Lehnsherren von zehntausend Familien. Kehre in deinen Amtsbezirk zurück. Man wird dich weiter verleumden, solange du nicht von deinen Pflichten abweichst; aber das wird mir nur als Anerkennung deiner Leistungen gelten.“

Ein anderer Statthalter des Fürsten war gerade umgekehrt. Von Habgier erfüllt, preßte er das Volk zu unge-

rechten Zahlungen und häufte Reichtümer an, um sich die Gunst der Höflinge zu kaufen. Nicht genug, daß er die Bevölkerung aussog, er vernachlässigte obendrein die Verwaltung. Die Felder lagen unbestellt da, die Leute litten Mangel an Nahrung und Kleidung, die Grenzen waren feindlichen Einfällen preisgegeben, überall herrschte Raub und Diebstahl. Trotzdem war bei Hofe eine Stimme des Lobes über diesen Statthalter. Wieder erkundigte sich der Fürst und überzeugte sich, daß dieses Lob mit dem Schweiß und Blut des Volkes erkaufte war. Da rief er ihn an den Hof, hielt ihm seine unwürdige Haltung vor und ließ ihn darauf hinrichten samt allen Schranzen, die er bestochen hatte.

Eines Tages (im Jahre 355 v. Chr.) trafen sich die beiden Fürsten von Weh und Tsi zur Jagd. Während sie unter dem Schatten eines Baumes rasteten, unterhielten sie sich über die Reichtümer ihrer Länder. Der Fürst von Weh fragte den anderen, ob es irgendeine Seltenheit in seinem Lande gebe. Dieser verneinte. Der Fürst von Weh sagte:

„In meinem Lande besitze ich zehn Vollmondperlen, jede von zwei Zoll Durchmesser. Wenn ich sie nachts an meinem Wagen anbringe, leuchten sie zwölf Wagenlängen im Umkreise.“

Der Fürst von Tsi erwiderte:

„Ich habe in Nan tschong den tapferen Tan Se, der an der Grenze derart gefürchtet ist, daß kein Feind das ihm anvertraute Gebiet zu betreten und zu plündern wagt. Pang Tse, mein Statthalter in Kao tang, hält das Volk

von Tschao so trefflich im Zaun, daß niemand sich ans östliche Ufer des Hoangho getraut, um zu fischen. In Ing tschou sitzt mein Statthalter Kiän Fu, der durch seine kluge Politik mehr denn 7000 Familien aus den Staaten Yen und Tschao zu freiwilliger Unterwerfung veranlaßte. Mein Minister Tschung Schong ist so geschickt in der Unterdrückung von Raub und Diebstahl, daß man seine Geldbörse mitten auf der Landstraße liegen lassen kann, ohne um ihren Verlust besorgt zu sein. Das Licht dieser meiner vier Perlen strahlt weit hinaus auf tausend Meilen Umkreis ins Land. Ist dieses Licht nicht dem Euerer Perlen vorzuziehen?“

Der Fürst von Weh war verwirrt und schwieg.

Han Wu Ti (140–187) besaß neben hervorragenden Herrschereigenschaften, die ihn unter die Reihe unserer größten Kaiser stellen, die eine menschliche Schwäche, daß er den Tod fürchtete und deshalb eifriger Anhänger der taoistischen Irrlehre war, die bekanntlich Verjüngung und Lebensverlängerung durch künstliche Mittel für möglich hält. Ein hoher Mandarin, den es schmerzte, seinen Herrn in diesem Wahn befangen zu sehen, benutzte die Gelegenheit, als in seiner Gegenwart dem Kaiser wieder einmal ein geheimnisvoller Unsterblichkeitstrank gereicht werden sollte, um rasch den Pokal zu ergreifen und den Inhalt selbst auszutrinken. Als der Kaiser ihn ob dieser Kühnheit festnehmen und hinarichten lassen wollte, besaß er die Geistesgegenwart, seelenruhig zu bemerken:

„Euer Hinrichtungsbefehl, Majestät, ist zwecklos, da

ich mich ja soeben durch den Trank unsterblich gemacht habe. Sollte ich aber dennoch sterben, so schuldet mir Euere Majestät Dank dafür, daß ich Euch von einem Schwindel befreit habe.“

Diese kluge Antwort rettete ihm das Leben, und später machte der Kaiser seinen Fehler selber wieder gut, indem er in öffentlicher Kundgebung seine Leichtgläubigkeit hinsichtlich der taoistischen Lehre freimütig bekannte und ihre weitere Verbreitung im Reiche untersagte.

Ki An, Provinzmandarin während der Regierung des Kaisers Han Wu Ti (140–187), war ein Beamter von vorbildlichem Pflichteifer, aber ebenso unerschrocken, wenn es galt, kaiserlichen Anordnungen, die nach seiner Überzeugung gegen Vernunft und Gerechtigkeit verstießen, Widerstand entgegenzusetzen. Er äußerte einmal:

„Der Kaiser in seinem Palast kennt keine Entbehrungen, er fühlt nicht, was das Volk leidet. Wenn er wirklich Vater des Volkes sein will, muß er es den alten Kaisern Yao und Schun gleichtun, die es nicht unter ihrer Würde hielten, sich persönlich über die Lage der Ärmsten zu unterrichten.“

Seine Freunde am Hofe fürchteten, daß ihn seine Geradheit noch verderben werde, und rieten ihm zu größerer Vorsicht. Aber Ki An erwiderte ihnen:

„Der Kaiser bedient sich unser, damit wir ihm bei der Regierung helfen. Ihn durch niedrige Unterwürfigkeit zu Akten der Ungerechtigkeit verleiten, hieße schwere Schuld auf uns laden. Unsere Pflicht verlangt

Opposition, wenn Maßnahmen des Kaisers geeignet sind, seinem Ansehen Abbruch zu tun. So sehr bin ich von der Hoheit seiner Stellung durchdrungen, daß ich mich als unwert, ihm zu dienen, erachten würde, wenn ich diese Pflicht versäumen wollte. Sagt dem Kaiser, daß ich ebenso eifrig fortfahren werde, seinen Interessen zu dienen, als ihm etwaige Fehler vorzuhalten.“

Der Kaiser, dem dieser Ausspruch hinterbracht wurde, schätzte Ki An seitdem um so höher und beließ ihn erst recht im Amte.

DER WEISE

Kaiser Yü liebte es, mit seinem Justizminister Kao Yao über Staatskunst zu plaudern. Eines Tages bemerkte Kao Yao:

„Der Fürst ist der maßgebende Ausgangspunkt für die Haltung des Volkes. Wahrt er Würde, wacht streng über sich selbst, hält sich an die Gesetze, vergißt sich nie in seinen Worten und Handlungen, bleibt zugänglich für Mahnungen, bereit, Fehler abzulegen, eingedenk, daß es darauf ankommt, Gutes nicht nur zu beginnen, sondern auch zu vollenden, dann kann man sagen, ein solcher Fürst ist würdig, zu regieren. Denn er wird zunächst seine Familie und seine Umgebung günstig beeinflussen. Die besten Kräfte des Landes werden ihm ihre Dienste anbieten. Niemand wird sich schämen, gleichfalls gut zu sein. Sind aber erst Familie und Umgebung des Fürsten nach seinem Wesen geformt, dann wird dies allmählich mit den ganzen Volke geschehen, und schließlich wird diese günstige Umbildung sogar auf die Nachbarstaaten übergreifen.“

Kao Yao fuhr fort:

„Es genügt nicht, daß der Fürst sich selbst erkenne und vervollkomme. Er muß auch Menschenkenntnis haben, die Volksstimmung richtig beurteilen und gute Kräfte von minderwertigen zu unterscheiden wissen.“

„Ach, wie schwer ist das“, entgegnete Yü. „Die Menschen erkennen, ihre Neigungen und Fähigkeiten richtig beurteilen und sie an den richtigen Platz stellen, fast unmöglich erscheint mir das. Und gibt es etwas Schwan-

kenderes, Unbeständigeres als die Volksstimmung? Nach Würdigkeit strafen und belohnen, dem Volke klar machen, daß man nur sein Bestes will, gerechte Züchtigungen verhängen, ohne Murren hervorzurufen, die Verstockten aufklären, störrische Gemüter besänftigen, derart, daß man die strafende und lohnende Hand in gleicher Weise ehrt, das ist so schwer! Selbst Yao ist es nicht leicht geworden. Natürlich, wenn ein Herrscher das vermag, was hat er dann noch inneren Verrat und äußere Feinde zu fürchten?“

Kao Yao erwiderte:

„Gewiß ist die Beurteilung der Menschen schwer, aber bei näherem Zusehen möglich. Das Gute ist nichts Unwirkliches, sondern gewinnt im Leben sichtbare Gestalt, wirkt wahrnehmbar als treibende Kraft. Ein Weiser, der keinen falschen Schritt tut, und ein Edler, das ist ein und dasselbe. Auf neunfache Art kann man erkennen, ob ein Mensch edel, ob weise ist:

Ein Mensch von hohem Gedankenflug und Ehrgeiz setzt sich leicht über die geziemenden Grenzen hinweg. Der Weise hält sich stets innerhalb der Linie, die ihm bessere Einsicht vorzeichnet.

Sanftheit und Gefälligkeit wirken beim gewöhnlichen Menschen leicht als Dummheit, beim Weisen verstärken sie den vorteilhaften Eindruck seines Wesens.

Schlichte und schüchterne Menschen sind gern zu Leichtgläubigkeit geneigt. Der Weise ist mißtrauisch gegen Neues und läßt sich nicht leicht beschwatzen.

Aufgeweckte und begabte Naturen sind meist anmaßend und rücksichtslos gegen andere. Der Weise bleibt

trotz seiner Überlegenheit mißtrauisch gegen sich selbst und ohne Überhebung gegen andere.

Der Gutmütige und Nachgiebige ist leicht schlechten Einflüssen zugänglich. Der Weise verharret fest und unerschütterlich im Guten.

Ehrliche und aufrichtige Menschen lassen sich gern zu verletzender Kritik hinreißen. Der Weise hat Freimut, aber seine Worte verletzen nicht, sondern atmen stets Harmonie.

Der Korrekte wird leicht kleinlich und pedantisch. Der Weise wahrt Ernst und Würde, aber zielt stets auf verständige und nützliche Zwecke.

Ein Mensch von Geist und Scharfsinn pocht gewöhnlich auf sein eigenes Urteil. Der Weise ist bereit, seine Meinung einer anderen unterzuordnen, wenn er diese als richtiger ansieht.

Der Starke und Mutige läßt sich leicht durch Leidenschaften beherrschen und fortreißen. Der Weise bändigt seine Kraft durch kluge Besonnenheit.

Wer diese neun Fähigkeiten sämtlich in sich vereinigt, den nenne ich weise. Ein guter Mandarin sollte deren drei besitzen, und sie beharrlich Tag für Tag erneuern. Prinzen und Provinzstatthalter sollten sechs besitzen, da große Volksteile ihrer Leitung anvertraut sind. Der Herrscher aber, dem das ganze Reich gehört, sollte sie sämtlich in sich vereinigen.“

Konfuzius hatte eines Tages den weisen Lao tse aufgesucht, um sich von ihm belehren zu lassen. Lao tse sprach zu ihm:

„Der gute Kaufmann versteckt seinen Reichtum und gibt sich den Anschein der Armut. Ebenso gibt sich der Weise den Anschein der Einfalt. Wirf ab deinen Hochmut und dein vieles Streben, deinen Dünkel und deine Übergeschäftigkeit — diese Dinge sind ohne Nutzen. Mehr habe ich nicht zu sagen.“

„Der Edle richtet sich nach seiner jeweiligen Lebenslage. Er strebt nicht nach Dingen, die außerhalb seiner Verhältnisse liegen. Steht er reich und angesehen da, so benimmt er sich entsprechend. Ist er arm und niedrig, so findet er sich damit ab. Unter Wilde verschlagen, paßt er sich seiner wilden Umgebung an. Im Unglück trägt er sein Los, in jeder Lebenslage findet er sich zu recht. Steht er hoch, so sieht er gleichwohl nicht verächtlich auf Geringere herab. Steht er tief, so eifert er nicht um die Gunst der Oberen. Er arbeitet an der Vervollkommnung seines Ichs und erwartet nichts von den Menschen. Er ist ohne Groll gegen den Himmel und ohne Haß gegen die Menschen. In Ruhe wartet er auf den Ruf des Himmels. Der gewöhnliche Mensch dagegen bedient sich gewagter Mittel, um das Glück zu erjagen.“

Tschung Yung, das klassische Buch der „praktischen Mitte“.

Kaiser Han Huan Ti (147–167), unter dessen Mißregierung der Verfall der glorreichen Han-Dynastie begann, suchte im Jahre 159 den berühmten Weisen Weh Huan zweimal vergeblich als Minister zu gewinnen. Er schickte ihm einen Staatswagen und reiche Geschenke an Gold und Seide. Aber Weh Huan lehnte die Ein-

ladung ab und gab seinen Freunden, die ihn drängten, dem ehrenvollen Ruf zu folgen, zur Erklärung:

„Wer in den Staatsdienst tritt, muß dies tun in dem festen Entschluß, sich dem Allgemeinwohl zu opfern und seine ganze Kraft für die Ehre des Fürsten und das Glück des Volkes einzusetzen. Was aber kann ein Mensch von guten Absichten unter den heutigen Verhältnissen wirken? Das Sprichwort sagt, daß eine Familie mit fünf Töchtern keine Angst vor Dieben zu haben braucht, weil Armut ihr bester Schutz ist. Was soll man da zu den Tausenden von Luxusfrauen in der Residenz sagen, deren Ausstattung und Ernährung dem arbeitenden Volk zur Last fällt? Der Marstall zählt mehr denn zehntausend Pferde. Eine Schar taoistischer Scharlatane macht sich am Hofe breit, Eunuchen haben sich der Staatsautorität bemächtigt und machen die Regierung zum Spott. Wird der Kaiser bereit sein, zunächst einmal mit diesen Mißständen aufzuräumen, die Zahl seiner Frauen zu beschränken, den Marstall zu verkleinern, die Taoisten fortzujagen, den Eunuchen alle Regierungsgewalt zu entziehen? Nein, zweifellos wird er sich nicht zu diesen Reformen aufraffen, die unerläßliche Voraussetzung für eine Besserung der Dinge sind. Was soll ich am Hofe, wo vernünftige Grundsätze verpönt sind? Also bleibe ich lieber hier!“

Fürst Weh vom Staate Tschu hatte von der großen Weisheit des Philosophen Tschuang tse (4. Jahrhundert v. Chr.) gehört und sandte Boten mit reichen Geschenken zu ihm, um ihn für die Annahme eines Ministerpostens

zu gewinnen. Der Philosoph empfing die Abgesandten mit Lachen und sprach:

„Habt ihr nicht von dem Ochsen gehört, der für das Opfer im Ahnentempel bestimmt ist? Jahrelang wird er gemästet und zuletzt mit seidenbestickten Decken geschmückt zum Altar geführt. Doch wenn der Augenblick des Schlachtens da ist, möchte er wünschen, lieber ein verlassenes Ferkel zu sein, das sich vergnügt im Drecke wälzen darf. Darum, macht euch rasch wieder davon!“ —

PÖBEL

Das oberste Staatsziel ist der Frieden, und um ihn sicher zu stellen, muß der Herrscher sich auf die unbedingte Zuverlässigkeit der oberen Regierungsstellen stützen können. Wenn die eine Hälfte aus ehrlichen staatstreuen Leuten, die andere Hälfte aus Gaunern besteht, so ist ein gedeihliches Zusammenarbeiten unmöglich. Die Partei der Ehrlichen beschuldigt die andere Seite der Unehrlichkeit und Intrigue, diese wieder verdächtigt die erstere. Der Regent weiß schließlich nicht mehr, wo die Schuldigen sitzen. Ich möchte die erstgenannte Art dem Kiefernstamme vergleichen, der sich gerade und hoch emporreckt und auf weiter Halde allein Sturm und Wetter trotzt, die zweite Art dagegen den Falten eines Gewandes, die in sich selbst keinen Halt haben. Während die erste Art dem Staat mit unentwegter Treue dient, denkt die zweite bloß an Kliquenwirtschaft und Futterkrippe.“

Minister Li To Yu an den Kaiser Tang Wu Tsung (840–846).

„Die Kriechpflanze Pong wächst zwischen Hanfstengeln aufrecht in die Höhe; weißer Sand färbt sich in schwarzem Schlamm von selbst schwarz. Mit Recht heißt es in einem Ausspruch des weisen Kia I. (Philosoph und Staatsmann am Hofe des Han-Kaisers Wön Ti 179–157): „Wer ständig mit ehrlichen Leuten umgeht, muß selber ehrlich werden, gleichwie jemand, der in Schantung aufwächst, nicht anders als im Schantungsdialekt sprechen kann. Wer dagegen beständig mit Ge-

sindel verkehrt, muß selber ein gemeiner Kerl werden, gerade wie jemand, der in Hupeh aufwächst, nicht anders als im Hupeh-Dialekt sprechen kann.“ Wahrlich, der edle und der gemeine Mensch vertragen sich miteinander sowenig wie Eis und glühende Kohle, passen so wenig zusammen, wie duftende Blumen und stinkendes Unkraut. Wo der Edle Raum gewinnt, muß der Gemeine weichen, wo der Gemeine den Vorrang hat, muß der Edle zurücktreten. Unmöglich geht es an, daß der Herrscher beide gleicherweise duldet, ohne daß sie miteinander in Konflikt geraten. Vom weisen Minister Tschu Ko Liang (berühmter Staatsmann aus der Zeit der „Drei Reiche“ um 221 n. Chr.) stammt das Wort: „Bevorzugung der Edlen, Fernhaltung des Pöbels vom Hofe, das war es, was der früheren Han-Dynastie (206–25) zu Aufstieg und Blüte verhalf. Bevorzugung des Pöbels, Entfernung der Edlen vom Hofe, das war der Grund zum Verfall und Untergang der späteren Han-Dynastie (6–221).“

Tschu Hsi

Kaiser Hsiao Tsung (1162–1189) von der Sung-Dynastie hatte einem üblen Eunuchen namens Kan Piän sein Vertrauen geschenkt und pflegte ihn bei wichtigen Staatsgeschäften hinzuzuziehen. Der berühmte Tschu Hsi wurde eines Tages hiergegen vorstellig und verlangte in einer Audienz vom Kaiser die Amtsentsetzung des Eunuchen. Der Kaiser entgegnete ihm: „Aber er ist doch unstreitig außerordentlich tüchtig“, worauf Tschu Hsi erwiderte: „Gerade seine Tüchtigkeit ist es, die den gemeinen Kerl doppelt gefährlich macht.“

GEDANKENFREIHEIT

Kaiser Li Wang (878–828) aus dem Hause Tschou war äußerst habgierig. Seine Hauptsorge galt weniger der Regierung, als der Anhäufung unermesslicher Schätze. Zu diesem Zwecke bediente er sich eines gerissenen und rücksichtslosen Finanzmanns namens Yung I Kung, dem er als Minister des kaiserlichen Haushalts unbegrenzte Vollmacht erteilte. Ein hoher Mandarin am Hofe, der die Absicht dieser Ernennung durchschaute, erbat sich Audienz beim Kaiser und richtete folgende Worte an ihn:

„Euerer Majestät Dynastie hat viel von ihrem früheren Glanze verloren. Yung I Kung ist ein Mensch, der mitleidlos dem Volke das bißchen Wohlstand entreißt, den es sich unter unsäglichen Mühen erarbeitet hat. Beschränkt von Verstand, wie er ist, erkennt er nicht die verhängnisvolle Wirkung seines Treibens. Wohlstand ist von Natur für die Gesamtheit des Volks bestimmt. Ihn ihm entziehen, heißt, ihm die Früchte seines Schweißes rauben. Wer freut sich nicht am Besitz von Wohlstand? Wer beschwert sich nicht, wenn man ihn dessen unrechtmäßig beraubt? Wenn alles sich beschwert, wenn alles unzufrieden ist, glaubt Ihr, Euere Autorität noch lange aufrechterhalten zu können?

Ein guter Herrscher muß für Verbreitung von Wohlstand unter dem Volke sorgen. Er darf nicht zulassen, daß das Volk in Elend gerät, und muß sich sagen, daß des Volkes Elend ihn selbst in den Abgrund stürzt. Wißt Ihr nicht, daß man die Leute, die sich gewaltsam am Gut der anderen bereichern, aus der Gemeinschaft

der anständigen Menschen ausschließt und zur Klasse der Räuber zählt? Wenn das ein Fürst tut, verdient er nicht, von aller Welt verlassen zu werden? Yung I Kung ist es, durch den Euere Dynastie zugrunde gehen wird.“

Auf den Kaiser machten diese Worte nicht den geringsten Eindruck, und er befahl Yung I Kung, auch weiterhin soviel wie möglich zusammenzuraffen. Dessen Finanzpolitik, durch zahllose Schliche den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, entrüstete die Vasallenfürsten derart, daß sie sämtlich den Hof mieden. Das Volk fing laut an zu murren. Seine Verelendung schmerzte den Minister Schao Kung, und er machte dem Kaiser erneut Vorstellungen. Der Kaiser ergrimte und wollte die Namen derer wissen, die sich über ihn beklagten. Als der Minister sich weigerte, Namen zu nennen, ließ der Kaiser Magier kommen und sich willkürlich von ihnen eine Reihe Unzufriedener angeben. Diese wurden sämtlich hingerichtet. Das Volk geriet in Bestürzung und wagte keine laute Klage mehr zu äußern. Überall herrschte eine unheimliche Stille, behutsam schlich man durch die Straßen und wagte nur noch mit Blicken zu reden. Li Wang war stolz auf diesen Erfolg und sagte eines Tages triumphierend zum Minister Schao Kung:

„Nun, habe ich's nicht erreicht, allen Klagen ein Ende zu machen? Wer wagt noch, den Mund aufzutun?“

Da erwiderte der Minister:

„Das ist nur eine künstliche Ruhe. Aber wisset, dem Volk den Mund verstopfen wollen, ist gefährlicher, als den Lauf eines reißenden Wildbachs zu hemmen. Ihn aufzuhalten, bedeutet, daß man ihn zwingt, nach beiden

Seiten über die Ufer zu treten und so verheerender zu wirken, als wenn man ihm seinen natürlichen Lauf ließe. Damit er keinen Schaden anrichte, muß man ihm ein bequemes Bett graben, wo seine Gewässer Platz haben. Ebenso muß man dem Volke Redefreiheit lassen. Man kann sagen, ein Herrscher versteht zu regieren, wenn er Freiheit gewährt den Ministern und Mandarinen, über die Volksstimmung zu berichten, blinden Sehern zu warnen, den Astrologen, Vorzeichen zu deuten, den Chronisten, die Lehren der Vergangenheit vorzuhalten, seinen alten Erziehern zu tadeln, seinen Verwandten Kritik zu üben, und dem Volke über alles, was vorgeht, frei zu reden. Dann werden die Dinge ungestört ihren Gang gehen.“

Der Kaiser hörte diese Rede ruhig an, änderte aber gleichwohl seine Haltung nicht. Das Volk verhartete drei Jahre lang in seinem erzwungenen Schweigen; aber eines Tages konnte es nicht länger an sich halten, in hellen Haufen stürmte es zum Palast, zertrümmerte seine ganze kostbare Einrichtung und erschlug alles, was sich ihm in den Weg stellte. Auch den Kaiser hätte es erschlagen, wenn er sich nicht rechtzeitig nach der Provinz Schan hsi geflüchtet hätte. Er durfte nicht wieder zurückkehren und starb nach vierzehn Jahren der Verlassenheit in der Verbannung.

REVOLUTION

Fürst Huan von Tsi (4. Jahrhundert v. Chr.) sprach zum Philosophen Mong tse:

„Ist es richtig, daß Tschong Tang den letzten Herrscher der Hsia-Dynastie Li Kweh vom Throne jagte, daß Wu Wang den letzten Schang Kaiser Tschou Hsin sterben ließ?

Mong tse erwiderte:

„So steht es in den Annalen.“

Der Fürst fuhr fort:

„Ist denn dem Staatsbürger Revolution erlaubt?“

Mong tse antwortete:

„Wer die Menschlichkeit preisgibt, heißt Räuber, wer die elementaren Menschenpflichten vergewaltigt, heißt Verbrecher. Räuber und Verbrecher sind Kerle. Ich habe nur gehört, daß der Kerl Li Kweh verjagt, der Kerl Tschou Hsin hingerichtet wurde. Es handelte sich nicht um Revolution gegen Herrscher.“

Zur Zeit tiefsten Friedens unterhielt sich eines Tages der Tang-Kaiser Tai Tsung (627–649), wohl der gewaltigste Herrscher, der jemals den Thron Chinas besessen hat, mit seinen Ministern über die Möglichkeit einer Revolution.

„Die Ruhe, in der sich gegenwärtig das Reich befindet, darf uns nicht sorglos machen. Sprecht, was ratet ihr im Falle des Ausbruchs von Unruhen?“, so fragte er seine Minister.

Die waren in der Mehrzahl der Ansicht, man müsse

jede Aufstandsbewegung sofort mit rücksichtsloser Gewalt niederschlagen.

„Ich bin anderer Ansicht“, entgegnete der Kaiser. „Revolution entsteht meist aus Unzufriedenheit über Bedrückung. Erst fängt das Volk an zu murren, und dann schreitet es zum Aufbruch. Wenn die Herrschenden das Volk aussaugen, um sich auf seine Kosten zu bereichern, so kommt mir das vor, wie wenn jemand von seinem eigenen Fleische schneidet, um damit seinen Hunger zu stillen. Er füllt zwar seinen Magen, aber in zwischen geht der Körper ein. Ebenso untrennbar ist Wohl und Wehe der Herrschenden mit dem des Volkes verknüpft. Das Unglück, das einen Staat trifft, stammt in der Regel mehr aus innerpolitischen Mißständen her, als aus äußeren Kriegen.

Diese Erwägungen würden mich im Falle einer Aufstandsbewegung zunächst zu einem behutsamen Vorgehen veranlassen. Ich würde die Hofhaltung einschränken und die Steuern herabsetzen. Dann würde ich eine Anzahl von Mandarinen, die als uneigennützig und sozial denkend bekannt sind, in die Provinzen schicken und ihnen Vollmacht geben, überall dort, wo wirkliche Notstände vorliegen, energisch Abhilfe zu schaffen.

Als der Kaiser Yü zur Zeit der großen Flut das Volk die Wälder in den Gebirgen roden und urbar machen und riesige Kanäle graben ließ, um die angestauten Wassermassen zum Meere abzuleiten, welchen unsäglichen Mühen hat sich damals das Volk nicht unterzogen, und doch wurde keine Klage laut, weil diese Arbeit der Gesamtheit zugute kam.

Als dagegen Kaiser Tsin Schi Huang Ti seinen Prachtpalast in Hsiän yang erbauen ließ, lehnte sich das Volk auf, weil diese Arbeit nur dem Nutzen eines Einzelnen galt. Dieses Beispiel hat mich selbst bisher von einem Palastneubau abgehalten.

Man erzählt von gewissen Perlenhändlern des Westens, die nicht davor zurückschrecken, sich tiefe Schnitte ins Fleisch beizubringen, um darin Perlen und Edelsteine sicher zu verwahren. Wir verachten diese Händler, die sich aus kleinlicher Gewinnsucht selbst verstümmeln, aber sind Herrschende, die sich auf Kosten des Volks bereichern und sich und ihre Familie gänzlichem Ruin durch eine gerechte Revolution aussetzen, nicht genau so verächtlich?“

DIKTATUR

Unordnung im Staate kommt gewöhnlich daher, wenn im Laufe langer Friedenszeiten die Sitten sich unmerklich verschlechtern und die Regierung schrittweise in Verfall gerät, ohne daß man sich zu Reformen aufrafft. Man gewöhnt sich an die Mißstände, nimmt Gefahren nicht ernst und lebt sorglos in den Tag. Manchmal ist das üppige und schwelgerische Leben am Hofe dran schuld, daß der Herrscher keinen Sinn mehr für die zehntausend Regierungsgeschäfte hat, oder er verstopft sein Ohr gegen Tadel und Ermahnung, gibt sich mit äußerem Schein zufrieden und verschmäht die Wahrheit, oder er vermag infolge von Zweifeln und Bedenken nicht zu Entschlüssen zu kommen. Die Staatsdiener, die beim Herrscher in Gunst stehen, verschließen den Sack ihres Wissens und hüten ihren Vorteil, was aber die anderen sagen, die dem Herrscher fern stehen, verwirft man mit Geringschätzung. So kommt es zur Lockerung aller guten Regierungsgrundsätze und stillen Befürchtungen im Kreis der Wissenden.

Regierung und Staatsautorität sind heute angefault und ein Spielzeug geworden. In allen Kreisen herrschen Nachlässigkeit und Zügellosigkeit. Die Sitten sind heruntergekommen und verderbt. Die Masse ist voll Schein und Heuchelei. Das Volk befindet sich in Gärung. Alles sehnt sich nach einem Aufstieg bringenden Befreier.

Aber mit bloßer Ausbesserung der Risse, Bekämpfung von Verderbnis und Irrlehre ist es allein nicht getan. Die heutige Lage erfordert einschneidende Maßnahmen,

wenn Ruhe und Ordnung wiederkehren sollen. Der Weise richtet sich bei seinen Maßnahmen nach den realen Verhältnissen der Zeit. Gewöhnliche Menschen klammern sich an die bestehenden Bestimmungen und lassen sich von den überlieferten Satzungen aufhalten. Sie verstehen keine zeitgemäße Regierung. Sie überschätzen das geschriebene Wort und unterschätzen, was sie mit Augen sehen. Was für eine Sorte sind diese dummen Beamten! Wie kann man mit ihnen Politik machen! Sie sind im dunkeln über die richtige Lage und gewöhnen sich an die Dinge, wie sie nun einmal sind. Sie verstehen nicht, angenehme Aufgaben zu vollenden, geschweige denn, ernste zu beginnen. Die Klugen unter ihnen aber sind auf ihren Ruf bedacht und klammern sich ängstlich an ihre Stellung. Aus Scheu, bei Befragungen durch den Herrscher sich zu verderben, lassen sie den Pinsel tanzen und entfachen einen Wortschwall, mit dem sie ihre wahre Meinung zudecken. Nein, gewöhnliche Beamte sind unfähig, die Nöte der Zeit zu beseitigen. Nur der Weise ist imstande, die Dinge zeitgemäß vorwärtszuschieben und zu verändern.

Besitzt der Herrscher nicht persönlich hohe Tugend, dann führt nur Strenge zur Ordnung, Milde zur Anarchie. Das ist klar. Atemgymnastik ist wohl gut als Mittel zur Lebensverlängerung, aber man kann damit keine Erkältung kurieren oder Knochenbrüche zusammenheilen. In der Tat hat die Regierung des Staats viel Ähnlichkeit mit der Behandlung des Körpers. Was beim Körper Gesundheit und Krankheit, ist beim Staat Frieden und Unordnung. Strafen und Zwang sind die Arzneien zur

Behandlung des gestörten Friedens. Die Lehren der Moral aber sind das Brot und Fleisch, die den Frieden blühend machen. Mit Morallehren Verderbnis beseitigen zu wollen, das heißt Krankheit mit Brot und Fleisch kurieren. Beim Bestehen geordneter Zustände mit Strafen und Zwang vorgehen, das heißt Arzneien als Nahrung verwenden. Heute hat der Lenker des Staatswagens die Zügel zur Erde gleiten lassen. Die vier Hengste haben ihr Gebiß abgestreift und rennen quer. Die erhabene Bahn neigt sich zum Abgrund. Da kommt man nicht einfach mit den Lehren alter Moralweisheit aus, sondern man muß zu diktatorischen Maßnahmen greifen. Die anständige Gesinnung muß durch doppelt hohe Prämien ermuntert, das Verbrechen durch einschneidende Strafen abgeschreckt werden.“

Aus der Schrift „Tschong lun“ des Staatsmannes
Tsui Schi (geschrieben 151 n. Chr.).

DER WEG ZUR MACHT

Fürst Hui vom Staate Weh fragte seinen schon bejahrten ersten Minister, wen er als geeigneten Nachfolger im Amte vorschlage. Der Minister nannte Kung Sun Yang. Er hatte ihn seit frühester Jugend im politischen Handwerk unterrichtet und kannte seine überragenden Fähigkeiten. „Zwar ist er noch jung“, sprach er zum Fürst, „aber wert Eures Vertrauens. Wenn Ihr ihn aber nicht zum Minister haben wollt, rate ich, laßt ihn sterben. Er ist gefährlich. Hütet Euch, ihn über die Grenze zu lassen.“ Als er den Fürst unentschlossen sah, suchte er unverzüglich Kung Sun Yang auf.

„Ich komme,“ sprach er, „um meiner Freundespflicht zu genügen, nachdem ich mich meiner Treupflicht gegenüber dem Fürsten entledigt habe. Ich habe zu ihm im Staatsinteresse gesprochen. Nun rate ich dir als Freund, mach' dich schleunigst davon.“

Kung Sun Yang befolgte diesen Rat und begab sich eiligst in den Staat Tsin.

Dort hatte der regierende Fürst Hsiao soeben, es war im Jahre 361 v. Chr., folgende Kundgebung an seine Großen erlassen:

„Mein großer Vorgänger, Fürst Mu, hat dank seiner Weisheit verstanden, unseren Staat im Innern zu festigen und nach außen durch siegreiche Feldzüge beträchtlich auszudehnen.

Mein erhabener Vater, Fürst Hsiän, vermochte den Landverlust auszugleichen, den uns später die Staaten Weh, Han und Tschao zufügten, und den Gebietsstand

wieder herzustellen, den wir zur Zeit des Fürsten Mu hatten. Mein Vater nahm sich diesen großen Herrscher in jeder Hinsicht zum Muster, doch ein frühzeitiger Tod raffte ihn hinweg. Jetzt ist es mein Streben, jene glanzvollen Zeiten des Fürsten Mu wieder aufleben zu lassen, dazu brauche ich einen erleuchteten Minister. Ihr alle, die ihr mein und des Staates Wohl im Herzen habt: helft mir ihn zu suchen, gleichviel wo ihr ihn findet. Gehört er zum gewöhnlichen Volke, so will ich ihn erheben, ist er schon im Amt, so verspreche ich ihm einen Teil des Landes zu unumschränktem Besitz. Mein Wort darauf! Diesen meinen Willen macht bekannt, damit die Kunde auch in die anderen Staaten dringe.“

Als Kung Sun Yang diesen Erlaß vernahm, ließ er sich dem Fürsten vorstellen und bot seine Dienste an. Er sprach dem Fürsten mit so viel Geist und Weisheit über die Methoden, einen Staat zu regieren, reich und gefürchtet zu machen, daß dieser in ihm den rechten Mann gefunden zu haben glaubte. Er beschäftigte ihn zunächst im Staatsrat und machte ihn nach einem Probejahr zu seinem ersten Minister.

Als nun der neue Minister verschiedene Reformen einführen wollte, stieß er beim Volke zunächst auf Widerstand, und selbst der Fürst war nicht einverstanden. Kung Sun Yang hielt ihm entgegen:

„Um die Regierung zu vervollkommen, darf man sich nicht nur an das Herkommen halten. Bei wichtigen Maßnahmen muß man unter Umständen über das Urteil der Masse hinweggehen. Der Weise fügt sich nicht unterschiedslos übernommenen Einrichtungen.“

Hier unterbrach ihn ein Mitglied des Staatsrates mit den Worten: „Das Volk mag neue Gesetze nicht leiden, wenn es sich einmal den alten angepaßt hat. Es scheut die Mühe, sich mit neuen vertraut zu machen. Man beschränke sich auf Verbesserung der alten, dann wird sich das Volk zufrieden geben.“

Kung Sun Yang fuhr fort:

„Gewöhnliche Menschen begnügen sich mit den gegebenen Einrichtungen. Sache des Weisen ist es, neue Gesetze zu machen, die anderen von geringem Weitblick müssen sich ihm fügen.“

Damit war der Widerstand gebrochen und der Fürst erteilte dem neuen Minister Vollmacht zu seinen Reformen.

Er bestimmte zunächst, daß die Bevölkerung in Gruppen von fünf und zehn Familien eingeteilt wurde, die sich gegenseitig zu überwachen und für Vergehen einzelner Mitglieder solidarisch zu haften hatten. Wer Verbrecher aufnahm und nicht anzeigte, wurde mit derselben Strafe belegt, wie der Verbrecher selbst. Wer Verbrecher zur Anzeige brachte, bekam eine Belohnung in Höhe der Prämie für den Kopf eines erschlagenen Feindes. Die Familien wurden entsprechend der Zahl ihrer Söhne zu den öffentlichen Lasten herangezogen. Im Heere erfolgte die Beförderung lediglich nach Fähigkeit und Tapferkeit. Prinzen, die im Heere standen und sich vor dem Feinde nicht auszeichneten, sollten aus Heer und Fürstenhaus ausgestoßen werden. Müßiggänger wurden zu den härtesten und niedrigsten Frondiensten verwendet. Schieber und Wucherer wurden zu

Sklaven gemacht. Dagegen wurden diejenigen, die sich dem Ackerbau, der Seidenweberei oder einem anderen nützlichen Gewerbe besonders fleißig hingaben, von öffentlichen Lasten befreit. Diese und ähnliche Bestimmungen erstreckten sich ohne Ausnahme auf alle Stände und Klassen der Bevölkerung.

Nach Ablauf eines Jahres seit ihrer Einführung äußerte sich im Volke vielfach Unzufriedenheit mit den neuen Vorschriften.

Auch der Thronfolger befand sich auf der Gegenseite und scheute sich nicht, sie zu überschreiten. Kung Sun Yang befürchtete, sein Beispiel möchte anstecken und seine weisen Absichten zunichte machen. Um dem zuvorzukommen, ließ er ihn in der Person seiner beiden Erzieher, als verantwortlich für seine Handlungen, wegen Ungehorsams bestrafen. Dieser Akt der Strenge verfehlte seine Wirkung auf das Volk nicht. Nach Verlauf eines weiteren Jahres hatte sich im Staate ein völliger Wandel vollzogen. Aller Raub, Diebstahl, Wucher und Betrug hatte aufgehört. Verschwunden war der Müßiggang in der Bevölkerung, die Feigheit im Heere, die Habsucht und Nachlässigkeit in der Beamtschaft. Allseitig war Ordnung eingekehrt. Einige Unzufriedene, die anfangs den neuen Reformen heftigsten Widerstand entgegengesetzt hatten, wurden jetzt angesichts der günstigen Wandlung der Dinge ihre begeisterten Lobredner. Während sie anfänglich das Land verlassen hatten, um sich der Wirkung der Reformen zu entziehen, kehrten sie jetzt in Scharen zurück, um an ihren Segnungen teilzuhaben. Aber Kung Sun Yang verdachte ihnen ihren

ursprünglichen Widerstand und ließ sie zur Strafe aus dem Lande verweisen. Dieser zweite Akt der Strenge trug noch mehr zur Befestigung seiner Autorität im Volke bei.

Diesem Erfolg im Innern gesellten sich bald außenpolitische Erfolge zu. Der Fürst von Weh mußte seine Torheit, sich ein Talent wie Kung Sun Yang entgehen zu lassen, mit einer Gebietsabtretung an den Staat Tsin teuer bezahlen. Hundert Jahre später hatte dieser kraftvolle Staat sich das ganze Reich unterworfen und die Tsin-Dynastie aufgerichtet. Kung Sun Yang aber erhielt zum Lohn die Grafschaft Schang.

MACHT

„**M**it Menschenliebe allein kann man kein Volk beherrschen, mit Wohlwollen und Gerechtigkeit allein keinen Staat erhalten. Gegen ein widersetzliches Volk vermag eine schlaife Regierung ebenso wenig auszurichten wie ein Wagenlenker gegen ein störrisches Pferd ohne Zaum und Peitsche. Ohne die Wucht der Peitsche und die Hilfe des Gebisses konnte auch ein berühmter Wagenlenker wie Tsao Fu die Rosse nicht bändigen, ohne Zirkel und Winkelmaß, Richtschnur und Tusche selbst ein großer Architekt wie Wang Örl keine Quadrate und Kreise ziehen, ohne nachdrückliche Strenge und Macht, ohne Belohnungen und Strafen auch ein Yao und Schun nicht regieren. Leichte Strafen halten die Schlechten nicht von Verbrechen ab, denn die Vorteile, die sie sich verschaffen, sind größer als die ihnen drohenden Übel. Leichte Strafen sind wie Ameisenhaufen. Darauf setzen die Verbrecher ihren Fuß, aber ein Berg flößt ihnen Respekt ein.

Was nützt es, wenn die Fürsten und Könige feindlicher Staaten sich an unserer Rechtschaffenheit freuen, und wir sind in ihren Augen doch keine Menschen, haben Tribut zu zahlen und ihnen zu dienen? Lieber mögen die Fürsten unser Verhalten verurteilen, wenn wir nur die Macht haben, sie ergreifen zu lassen und an unseren Hof zu zitieren. Wer Macht hat, an dessen Hof kommen die anderen. Wer keine Macht hat, der wird gezwungen, an fremden Höfen zu erscheinen. Deshalb denkt ein weiser Fürst stets an seine Macht.“

Han Feh tse, berühmter Philosoph (3. Jahrh. v. Chr.).

TRADITION

Nach der völligen Unterwerfung des Reiches ließ sich Kaiser Tsin Schi Huang Ti (246–210) in Hsiän yang einen Palast von noch nicht dagewesener Pracht und Größe bauen. In einem einzelnen seiner Höfe konnten sich zehntausend Mann in voller Schlachtordnung aufstellen, Gold, Silber, Elfenbein, Marmor und Zedernholz waren in verschwenderischer Fülle verwendet. Als das Werk nach acht Jahren fertig war, veranstaltete der Kaiser zur Feier seiner Vollendung ein Festmahl für die Großen des Reiches. Während des Gelages forderte er die Anwesenden auf, mit Freimut Vorschläge und Ansichten zu äußern. Da ergriff der ehrgeizige Minister Li Se, der darauf brannte, seinen Namen berühmt zu machen, das Wort und sprach:

„Es steht nicht in unseren Annalen geschrieben, daß die früheren Herrscher in jeder Beziehung die Regeln ihrer Vorgänger befolgt hätten. Die drei Dynastien, die vor Eurer Majestät regiert haben, hatten im Gegenteil jede ihre eigenen Gesetze. Majestät, Ihr habt eine neue Form der Regierung eingesetzt, die nach menschlichem Ermessen Eurer Familie auf alle Zeit den Thron sichern muß. Allseitig findet sie Lob und Beifall. Da ist bloß diese Sorte von Dummköpfen, die sich mit ihrer akademischen Bildung brüsten und mit der neuen Ordnung nicht einverstanden sind. Beständig führen sie die alte Zeit im Munde und hören nicht auf, davon zu sprechen. Nun frage ich, was war denn besonders Gutes an der Regierung der vorhergehenden Dynastien? Ihr schwer-

ster Fehler war, daß sie diesen gelehrten Leuten Freiheit ließ, von einem Fürst zum anderen zu laufen und durch ihre Ratschläge Kriege zu entfachen.

Heute ist Ordnung geschaffen. Alles gehorcht einem einzigen Herrn, alles lebt in Frieden. Um neuer Beunruhigung zuvorzukommen, müssen diese Akademiker gezwungen werden, sich mit den neuen Gesetzen vertraut zu machen. Ich weiß, keiner von ihnen will sie anerkennen, alle studieren sie die alten Einrichtungen, kritisieren die neuen und schaffen auf diese Weise auch im Volke Mißstimmung. Kaum ist eine Eurer Verordnungen veröffentlicht, so hört man in jedem Hause nur abfällige Kritik, falsche Auslegung und Verurteilung. Diese Leute benutzen ihre gelehrten Kenntnisse, um dem Volke Abneigung gegen Euer Regierung und den Geist der Rebellion einzuflößen. Wenn da nicht wirksame Gegenmaßnahmen getroffen werden, geht Euer ganze Autorität verloren, und die Unruhen werden von neuem beginnen.

Mein Vorschlag geht dahin, zunächst die vielen verschiedenen Schriftsorten abzuschaffen bis auf die eine, die am Hofe Eurer Majestät üblich ist, und deren sich jeder bei Androhung schwerer Bestrafung ausschließlich zu bedienen hat. Wenn in einem Staate auf mindestens siebenzig verschiedene Arten geschrieben wird, muß da nicht Verwirrung und Neigung zu Geheimbündelei entstehen? Ferner sollte Euer Majestät eine allgemeine Bücherverbrennung anordnen, von der nur die Geschichte der Tsin-Dynastie auszunehmen ist. Vor allem das Schu king und Schi king (die „heiligen“ Bücher) müssen bei Todesstrafe den Ortsmandarinen zwecks

Verbrennung abgeliefert werden. Von diesen Büchern bloß zu sprechen und die Regierung abfällig zu kritisieren, muß mit Hinrichtung des Schuldigen und Ausrottung seiner ganzen Familie geahndet werden. Ebenso sind die Mandarine zu bestrafen, die dieser Verordnung nicht entsprechend verfahren. Von der Verbrennung sind die Bücher auszunehmen, die über Heilkunde, Ackerbau und die acht Diagramme handeln.“

Dieser Vorschlag gefiel dem Kaiser so gut, daß er auf der Stelle eine entsprechende Verordnung erließ. Mit rücksichtsloser Schärfe wurde die Bücherverbrennung und die Verfolgung mißliebiger Kritik durchgeführt. Allein in der Hauptstadt wurden mehr als vierhundertsechzig Gelehrte, zumeist von hohem Ruf, auf die Beschuldigung, sich abfällig über die Regierung geäußert zu haben, lebendig begraben. Aber trotz aller Gewaltmittel war auf die Dauer die Knebelung der Geister nicht möglich. Tsin Schi Huang Ti hatte sich den Namen „Erster Kaiser von Tsin“ gegeben, in der stolzen Erwartung ungezählter Nachfolger, die seine Dynastie in Ewigkeit fortsetzen würden. Aber schon nach wenigen Jahren, unter dem „Zweiten Kaiser von Tsin“ brach die Gewaltherrschaft dieser Dynastie unter der allgemeinen Volksempörung zusammen und mußte der glorreichen Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) Platz machen, die die alten heiligen Lehren zu neuem Glanze führte. Tsin Schi Huang Ti aber, der es unternommen hatte, mit Gewalt eine volkstümliche lebendige Tradition auszurotten und durch öden Unitarismus zu ersetzen, erfreut sich seitdem des Beinamens „Der Verbrecher der zehntausend Generationen.“

GESCHICHTE ALS ERZIEHERIN

Seit alter Zeit besteht am chinesischen Hofe die Einrichtung einer amtlichen Geschichtsschreibung. Die für diesen Zweck eingesetzte Behörde hat zwei Abteilungen, eine innere und äußere. Die äußere zeichnet alle wichtigen Begebenheiten auf, die sich im Reiche ereignen, die innere die Vorgänge am Hofe, die bemerkenswerten Handlungen und Aussprüche des Kaisers, der Minister und seiner Umgebung. Die mit der Aufzeichnung betrauten Beamten haben streng wahrheitsgetreu zu verfahren. Um jeder fremden Beeinflussung entzogen zusein, schreibt jeder Beamte einzeln und ohne jemand davon Kenntnis zu geben, tagsüber das was er für bemerkenswert hält, auf lose Blätter, die er durch eine schmale Öffnung in eine verschlossene und niemandem zugängliche Kammer versenkt. Erst wenn die regierende Dynastie erlischt und durch eine neue abgelöst wird, darf dieses Geheimarchiv geöffnet werden. Eine amtliche Gelehrtenkommission erhält alsdann den Auftrag, auf Grund des vorgefundenen Blättermaterials die zusammenhängende Geschichte der letzten Dynastie zu schreiben.

Eines Tages fragte der große Kaiser Tai Tsung (627 bis 649) aus der Tang-Dynastie (618—907) den Direktor des Geschichtsarchivs Tschu Sui Liang, ob es ihm erlaubt sei, Einblick in seine Aufzeichnungen zu tun. — „Majestät,“ erwiderte der Archivdirektor, „wir Geschichtsschreiber verzeichnen alle wichtigen Handlungen und Worte der Kaiser, gute wie schlechte, alle Vorgänge

ihrer Regierung, gute wie schlechte. Keiner von uns würde wagen, der Wahrheit Abbruch zu tun. Strenge Unparteilichkeit ist unerläßliches Gebot der Geschichtsschreibung, wenn sie späteren Herrschern und Regierungen als Wegweiser dienen und sie verhindern soll, frühere Fehler zu wiederholen. Darum hat meines Wissens bisher noch kein Monarch begehrt, zu erfahren, was über ihn niedergeschrieben wurde.“

„Wie nun, wenn ich lauter Schlechtigkeiten begehen würde?“

„So dürfte ich mich gleichwohl meiner Pflicht nicht entziehen.“

Liu Ki, ein anderes Mitglied des Archivs, der dieser Unterhaltung beiwohnte, warf hier ein: „Und wenn Tschu Su Liang solche Tatsachen unterdrücken wollte, so würden wir Kollegen dafür sorgen, daß die Wahrheit überliefert wird.“

„Selbst diese Unterhaltung,“ fuhr Tschu Su Liang fort, „die Euere Majestät soeben mit uns geführt haben, wird von uns wortgetreu berichtet werden.“

Eines Nachts im Jahre 950 n. Chr. fegte ein plötzlicher Orkan über die Hauptstadt und rüttelte mit unheimlicher Wut an den Grundfesten des Palastes. Mehrere mächtige Palasttore wurden trotz ihrer schweren Eisenbeschläge aus den Angeln gehoben und gingen krachend in Stücke. Als ob der Angriff des Sturmes lediglich diesen Toren gegolten hätte, trat unmittelbar nach ihrer Zertrümmerung wieder Stille ein. Der damalige, etwas abergläubische Kaiser Yin Ti war durch dieses merkwürdige Phänomen

beunruhigt und fragte den Hofastronomen Tschao Yen J um seine Meinung. Dieser entgegnete:

„Es ist mein Amt, den Gang der Gestirne zu beobachten und die Zeit zu berechnen; finstere Vorzeichen zu deuten liegt mir nicht ob. Indes kann ich nicht umhin, Euerer Majestät zu raten: wenn Ihr Unheil befürchtet, ist das beste Mittel, es abzuwehren, daß Ihr in Euch geht und den Weg des Guten beschreitet.“

„Und wo finde ich diesen Weg?“ fragte der Kaiser.

„In unseren Annalen“, war die Antwort. „Sie zeugen von den vorbildlichen Handlungen Eurer Vorgänger. Die Annalen sind die Quelle, aus der Euere Majestät die höchste Erkenntnis der wahren Politik schöpfen kann.“

VOLKSMORAL

Der berühmte Philosoph Mong tse (372—289), dessen Buch zu den klassischen Schriften zählt, kam einst an den Hof des Fürsten von Weh, um ihm seine Dienste anzubieten. Der Fürst sprach zu ihm:

„Da Ihr tausend Meilen zurückgelegt habt, um in mein Land zu kommen, wollt Ihr zweifellos besonders eifrig für meinen Vorteil tätig sein.“

Mong tse erwiderte:

„Was spricht Ihr von Vorteil? Hebung der bürgerlichen Moral, darauf kommt es an. Wenn der Fürst bei den Staatsgeschäften nur an seinen Vorteil denkt, dann arbeiten auch Minister, Beamte und jeder einzelne Bürger lediglich für ihren privaten Vorteil. Man kann ohne Übertreibung behaupten, ein solcher Staat ist in Auflösung. Sorgt dagegen der Fürst für Hebung der allgemeinen Moral, so wächst der Zusammenhalt in der Familie und damit von selbst auch die Opferbereitschaft für den Staat.“

Als der junge Fürst von Weh nach dem Tode seines Vaters Wön kung im Jahre 387 v. Chr. den Thron bestiegen hatte, unternahm er mit Wu Ki, dem verdienten Feldherrn seines verstorbenen Vaters, eine Besichtigungsreise durch sein Land. Sie schifften sich auf dem Hoang ho ein, der das Fürstentum Weh vom Staate Tsin trennt. Die hohen Gebirgsketten betrachtend, die dort die Flußufer einsäumen, sprach der Fürst zu Wu Ki:

„Von dieser Seite ist mein Land uneinnehmbar. Die

Berge und der Strom bilden unüberwindliche Hindernisse.“

„Ihr irrt,“ entgegnete Wu Ki, „die Stärke eines Staates beruht in seiner Volksmoral, aber nicht in steilen Gebirgen und breiten Flußläufen. Kein Staat ist uneinnehmbar, wenn Unmoral in ihm die Oberhand hat. Der Stamm der San Miao wurde vom großen Kaiser Yü restlos ausgerottet, weil er beharrlich das Gute verachtete. Und doch war sein Gebiet zur Linken durch den Tung ting-See gedeckt, zur Rechten durch den Poyang-See. Die Residenz des letzten Kaisers der Hsia-Dynastie Li Kweh war an zwei Seiten durch Flußläufe, diesen Hoang ho und den Tsi ho geschützt, im Süden durch den Gebirgsstock des Tai hoa und Küe, im Norden durch das Yang tschang-Gebirge, im Nordwesten durch das Tai kuan-Gebirge. Und doch verlor er das Reich, weil er alle Moral mit Füßen trat. Nicht anders erging es Tschou Hsin, dem letzten Kaiser der Schang-Dynastie, dessen Residenz an drei Seiten durch hohe Gebirge, an der vierten Seite durch den Hoang ho geschützt war. Wisset, Fürst, wenn Ihr die Bahn des Guten verlaßt, werden selbst die Schiffer auf diesem Fahrzeug, selbst die Diener in Euerem Palast zu Euren Feinden zählen.“

Als im Jahre 128 v. Chr. Kaiser Han Wu Ti (140—87) den Ruf an alle Weisen im Reiche ergehen ließ, dem Thron freimütig und ohne Scheu die herrschenden Mißstände zu bezeichnen, befand sich unter den Stimmen, die am meisten Eindruck machten, nachstehende Denkschrift des Konfuzianers Yen An:

„Verschwunden sind heute Einfachheit und Ehrlichkeit. Das Volk liebt Protz und Großmannssucht. Alles jagt nach Geld, um weit über die Verhältnisse dem Luxus zu fröhnen und fessellos allen Genüssen zu huldigen. Die Standesunterschiede sind verwischt. Jeder möchte durch die Pracht seiner Häuser, durch verschwenderische Ausstattung, durch die Üppigkeit der Tafel, den Reichtum an Wagen und Pferden glänzen, anstatt seine Sorge wichtigeren Dingen zuzuwenden. Die Beamtschaft, die dem Volke ein Muster sein sollte, geht ihm voran in der Entfaltung eines Luxus, den jenes auf Kosten der Moral nachzumachen eifert. Daß Euerer Majestät dem Reiche neue Länder hinzuerobert hat, bedeutet eine Vermehrung der Macht, aber noch lange keinen Vorteil fürs Allgemeinwohl. Nicht vom Mehr oder Weniger an Landbesitz, sondern von der Güte der inneren Zustände hängt das Wohl der Bevölkerung ab. Hebung der Volksmoral, Beseitigung der sozialen Mißstände, das ist es, worauf Euerer Majestät Sorge gerichtet sein muß! Daß neue Staaten westlich der Reichsgrenzen zur Unterwerfung gebracht, daß die Hunnen weit in ihr Landesinnere zurückgetrieben wurden, das bedeutet gewiß glanzvolle Ereignisse für Euerer Majestät Regierung, aber erst die Herstellung geordneter sozialer Zustände im Innern wird die Völker glücklich machen und das ruhmreiche Werk Euerer Majestät krönen.“

Im vierten Monat des Jahres 1728 trug es sich zu, daß ein Kaufmann aus der Provinz Schen hsi, der in Mong tsing Baumwolle kaufen wollte, unterwegs auf der Land-

straße seine Geldtasche mit hundertsiebzig Unzen Silber Inhalt verlor. Ein armer Landarbeiter namens Schi Yu fand sie zufällig, als er gerade auf dem Wege zur Arbeit war. Er dachte, der Eigentümer würde schon bald zurückkommen, um nach ihr zu suchen, dann wollte er sie ihm aushändigen. Inzwischen verrichtete er seine Feldarbeit und kehrte gegen Abend, ohne daß jemand sich nach der Börse erkundigt hätte, nach Hause zurück. Dort zeigte er seiner Frau den Fund und kam mit ihr überein, am nächsten Tage nach dem Besitzer zu forschen. Indessen war der Kaufmann in der Herberge eingetroffen, wo er den Verlust seiner Geldtasche bemerkte. Sofort ließ er an den Toren und belebten Plätzen der Stadt ein Plakat anschlagen, worin er dem ehrlichen Finder die Hälfte der verlorenen Summe versprach. Auch Schi Yu erfuhr von dem Anschlag und begab sich alsbald zur Herberge, wo er dem Kaufmann seine Tasche zurückgab. Dieser war hochofret und wollte ihm sofort den versprochenen Finderlohn auszahlen. Aber der andere war trotz seiner Armut so bescheiden, das Geld nicht annehmen zu wollen, so sehr ihn auch der Kaufmann dazu drängte. Er blieb dabei, auch nicht eine einzige Unze als Finderlohn zu behalten, da er kein Recht auf fremdes Eigentum habe.

Dieser edle Wettstreit sprach sich sehr schnell in der Stadt herum und gelangte auch zu Ohren der Behörde. Der Gouverneur von Honan, zu dessen Amtsbereich die Stadt Mong tsing gehörte, stiftete daraufhin dem braven Schi Yu den Betrag von fünfzig Unzen Silber als Lohn für seine Ehrlichkeit, übersandte ihm ferner eine

Ehrenanschrift und ließ sogar in der Nähe seines Hauses einen Gedenkstein aufstellen, um die Erinnerung an sein braves Verhalten zu verewigen. Außerdem teilte er den Vorfall in einem Thronbericht dem Kaiser Yung Tschong mit. Dieser verfaßte darauf eigenhändig folgende Kundgebung, die er im ganzen Reiche veröffentlichten ließ:

„Eine gute Regierung offenbart sich in der Vortrefflichkeit der Volksmoral. Diese aber wird erzielt, wenn jeder einzelne Bürger an seiner persönlichen Besserung arbeitet. Wenn der Mensch Herr seiner Triebe ist, dann fügt er sich der Ordnung, tut seine Pflicht, erstrebt das Wohl der Allgemeinheit, beschränkt seine persönlichen Wünsche und giert nicht nach unrecht erworbenem Gelde. Die Vernunft ist seine Richtschnur, niemals handelt er ihr zuwider. Nachts schrecken ihn keine Gespenster (wie es nach chinesischem Volksglauben bei schlechten Menschen der Fall ist). Ob er das Haupt neigt oder erhebt, sein Blick strahlt Zufriedenheit. Heiterkeit ist ihm ins Gesicht geschrieben. Das Unglück meidet ihn, Glück und Wohlergehen begleiten ihn und vererben sich sogar auf seine Kinder und Kindeskinde. Das ist der Sinn unseres alten Satzes: Der Familie, die mit Fleiß einen Schatz von guten Werken anhäuft, wird nichts mangeln, sondern ein Glück zuteil werden, das noch ihre Wünsche übertrifft!

Wenn ihr dagegen euer Herz nicht in der Gewalt habt und euren Trieben folgt, dann nehmt ihr offen und heimlich, was ihr von eurer Umgebung bekommen könnt. Ihr begründet euer Vermögen auf dem Ruin

des Nachbarn. Um euch zu bereichern, greift ihr frech zu Betrug und Gaunerei. Augenblicklich bringt euch das scheinbar einen Vorteil. Aber glaubt nicht, daß ihr dem Zorn des Himmels entgeht, wenn ihr seine Gesetze verletzt. Der Himmel überwacht euch und wird euch strafen. Was ihr auf sträflichem Wege zusammenrafft, wird bald wieder dahinschwinden, und samt dem fremden Gut obendrein euer eigenes. Vielleicht treibt euch auch das böse Gewissen, euren Wohnsitz zu wechseln. Doch in der Fremde wird euch Enttäuschung erwarten; anstatt hochzukommen, werdet ihr in Armut versinken, so tief, daß ihr vielleicht Selbstmord begeht, dann wird man euch auflesen und nicht mal einen Zoll Erde zu einem Grabhügel für euch übrig haben. Oder man wird euch den Gerichten überliefern, und ihr werdet zu büßen haben. Euere Familie, Frau und Kinder, werden mit in euer Unglück hineingezogen werden und aus der Heimat ausgestoßen sein. Das ist der Sinn unseres alten Satzes: Die Familie, die sich dem Schlechten ergibt, wird mit Verderben geschlagen sein!

Ich, der ich mein Volk liebe und im Herzen trage, gebe mir Mühe, es zu belehren, auf daß man überall im ganzen Reiche das Schlechte meide und nach dem Guten strebe, auf daß allseitig Ruhe, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit herrschen, das ist meine Absicht. Leider aber sind nicht alle meine Beamten darauf bedacht, der Bevölkerung ein Vorbild in höflicher, freundlicher und hilfreicher Behandlung der Mitmenschen zu sein und ihr meine wohlgemeinten Lehren einzuschärfen. Deshalb sehen wir heute leider nur wenige Beispiele der alten

Redlichkeit und Einfachheit, die unsere Vorfahren so auszeichneten, und die wiederherzustellen mein brennendes Verlangen ist.

Das Verhalten des Arbeiters Schi Yu aus Mong tsing erscheint mir nun als ein glückliches Anzeichen für eine beginnende Hebung der Volksmoral. Deshalb hat mich seine Tat mit unaussprechlicher Freude erfüllt. Gleichzeitig macht sie auch dem Gouverneur von Honan Ehre, denn man sieht, daß er nicht umsonst die Bevölkerung von Honan belehrt und zum Guten angehalten hat.

Der Vorfall verdient eine nähere Betrachtung. Das menschliche Herz ist von Natur zum Guten geneigt, jedem Menschen ist ein gewisser Sinn für das Gute angeboren. Selbst im kleinsten Dorfe finden sich redliche Leute. Wenn diese Redlichkeit in unserem weiten Reiche nicht stärker in Erscheinung tritt, so liegt es daran, daß die leitenden Stellen sich nicht genug um die Hebung der Sitten kümmern oder von wackeren Taten keine Notiz nehmen, so daß diese im Dunkeln bleiben. Ich befehle ihnen, in der Belehrung des Volkes unermüdlich zu sein. Wenn sie sich die Mühe nehmen, nach verdienstvollen Taten Umschau zu halten und diejenigen, die sich durch Pflichtgefühl, Kindesliebe, Selbstzucht und Ehrlichkeit hervortun, auszuzeichnen und zu belohnen, so wird die Ehre, die sie ihnen zukommen lassen, für die anderen als Stachel wirken, sich gleichfalls guter Werke zu befleißigen. Wenn das Gute seinen Lohn findet, wird jede Familie bestrebt sein, sich des Lohnes wert zu machen.

Ich gewähre dem Landarbeiter Schi Yu den Rang eines

Mandarinen siebenter Klasse, mit dem Recht, sich entsprechend zu kleiden. Ferner schenke ich ihm hundert Unzen Silber, um zu zeigen, wie sehr ich seine Ehrlichkeit schätze, und um zur Nacheiferung anzuspornen. Gewöhnlich, wenn ein Mensch sich einmal dem unglückseligen Hang zur Habsucht hingegeben hat, pflegt diese Begierde immer stärker zu werden, bis sie die völlige Herrschaft über den Betreffenden erlangt hat. Deshalb wurde es zu allen Zeiten als lobens- und bewundernswert angesehen, wenn jemand die Gelegenheit, sich zu bereichern, aus Ehrlichkeit ausschlägt und gefundenes Geld zurückerstattet.

Schu Yu ist ein einfacher Mann aus dem Volke, ein Arbeiter. Er hat nicht unsere heiligen Bücher studieren können, noch hat man ihn über die Vorbilder unserer Ahnen belehrt. Trotzdem hat er seinen redlichen Sinn gewahrt, den ihm der Himmel eingepflanzt hat. Unbeobachtet von anderen Menschen hat er daran aus eigenem Entschluß festgehalten und mit seiner Frau in einer dunklen Hütte ein braves und ehrliches Dasein geführt. Aber der allwissende Himmel hat sie unter seinen Schutz genommen und nicht gewollt, daß ihre Tugend ohne Lohn bleibe. Er hat gewollt, daß sie kund werde, bis vor den Thron dringe und in der Geschichte verewigt werde. Was hätte dieser Arbeiter gewonnen, wenn er die Börse behalten hätte? Einen kleinen Vorteil, einige Unzen Silber. Was hätte das zu bedeuten? Eines Tages wäre das Geld zu Ende gewesen. Welch geringer Gewinn gegenüber dem Ruf und Ruhm, den er sich durch seine Ehrlichkeit erworben hat!

Möchte jedermann in sich gehen und ihm nacheifern in der Unterdrückung zügelloser Triebe! Dann würden wir es erleben, die glücklichen alten Zeiten wiederkehren zu sehen, wo man sich den Weg nicht streitig machte und sich den Acker freiwillig abtrat.“

DER SOZIALE GEDANKE

Bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. gründete Kaiser Schun zwei Klassen von Spitälern, wo alte unversorgte Leute in Ruhe ihre letzten Tage verbringen konnten, die bessere Klasse für frühere Staatsdiener, die einfachere für das Volk. Oft gefiel es ihm, diese alten Leute zu besuchen und mit ihnen zu plaudern. Er befragte sie über Vergangenes und über Gegenwärtiges und verschmähte nicht, sie bei den Mahlzeiten zu bedienen.

„Der Frühling ist die Jahreszeit, da alle Natur sich erneuert. Wälder und Felder zeigen ein neues Aussehen, die Tierwelt scheint verjüngt. Alles, bis herab zu den unbeseelten Wesen, atmet Freude. Leider gibt es in meinem Volke arme und hilflose Greise. Ich, den sie als Vater und Mutter ansehen, muß sie trösten, das gebietet meine Herrscherpflicht. Ich befehle daher, daß die Ortsmandarine, jeder in seinem Bezirke, die meiner Fürsorge Bedürftigen genau feststellen und sie aus staatlichen Mitteln unterstützen. Fehlt es den Greisen an Seide zur Kleidung, an Lebensmitteln zur Stärkung, leiden sie Durst und Hunger, kann ich dann von ihnen Liebe und Ergebenheit erwarten? Ich befehle, allen Greisen von siebzig bis achtzig Jahren allmonatlich Korn, Fleisch und Wein in hinreichender Menge als Nahrung zu liefern. Den Greisen über achtzig Jahre spende man auch Seide und Kattun.“

Edikt des Kaisers Han Wön Ti (179–157) im Frühjahr 179 v. Chr. aus Anlaß der Einsetzung eines Thronerben.

Der große Feldherr Kwo Weh war im Jahre 951 n. Chr., vom Volkswillen getragen, Kaiser geworden. Als bald nach der Thronbesteigung hielt er eine Ansprache an seine Minister und Würdenträger und erklärte:

„Ich stamme aus einer armen Familie und habe aus eigener Erfahrung alle Not und Elend der unteren Klassen kennengelernt. Es widerstreitet meinem Gefühl, heute, da ich den Thron besitze, auf Kosten der Bevölkerung ein Wohlleben zu führen. Ich befehle, eine Liste auserlesener Gerichte aufzustellen, und verbiete, daß diese Gerichte jemals Eingang in die Palastküche finden.“

Im Jahre 958 n. Chr. hatte der Bürgerkrieg die Provinz Huai nan verwüstet, die Bevölkerung war geflüchtet und hatte das Land nicht bestellen können. Als sie daher nach Wiederherstellung der Ordnung an ihre Wohnstätten zurückkehrte, drohte eine furchtbare Hungersnot auszubrechen, da keine Ernte vorhanden war. Um Hilfe zu schaffen, befahl der Kaiser Schi Tsung, der notleidenden Bevölkerung Korn und Saatgut aus den Staatsspeichern zur Verfügung zu stellen mit der Verpflichtung, es zur nächsten Ernte zurückzuerstatten. Als die Minister den Kaiser darauf aufmerksam machten, daß die Leute infolge der großen Not dazu außerstande sein würden, besann er sich einen Augenblick, dann rief er aus:

„Nun, bin ich nicht Vater des Volks? Wenn die Kinder in Not sind, ist es nicht Pflicht des Vaters, ihnen zu helfen, ganz gleich, ob sie's ihm jemals vergelten können?“ Und er erließ der Provinz die Rückerstattung.

Am Hofe des Mongolenkaisers Kublai Chan (1260 bis 1294) waren Kommissare der Zolldirektion der Provinz Kiangnan eingetroffen, um die fälligen Zollgelder abzuliefern. Die Summe, die sie mitbrachten, überstieg bei weitem das etatmäßige Soll, und, eines besonders gnädigen Empfangs gewiß, wandten sie sich mit dem Vorschlag an den Thronfolger, den Überschuß in die kaiserliche Privatschatulle fließen zu lassen. Um so größer war ihre Überraschung, als der Thronfolger ihr Ansinnen höchst ungnädig zurückwies:

„Wozu bekleidet euch der Kaiser denn mit seiner Vollmacht und schickt euch in die Provinz hinaus? Damit ihr ihm helft, am Frieden und Wohlstand des Volkes zu arbeiten! Leben die Leute zufrieden, dann ist auch der Bestand der Regierung gesichert. Was nützen der Regierung blühende Finanzen, wenn das Volk murrst und auf Umsturz sinnt?“

Und er befahl, die überschüssigen Gelder sofort an die Armen der Provinz zu verteilen.

Bei seiner Thronbesteigung hatte Kaiser Yung Tschong eine Schenkung an die drei Klassen der Greise von siebzig, achtzig, neunzig und mehr Jahren im ganzen Lande verteilen lassen.

Als er im Jahre 1725 aus der Zahl seiner Frauen eine tartarische Prinzessin zum Range der Kaiserin erhob, beschloß diese, eine entsprechende Spende an alle alten Frauen von siebzig und mehr Jahren austeilten zu lassen, und sämtliche Gouverneure und Ortsmandarine des Reichs erhielten eine dahingehende Weisung. Jeder der

Bedachten empfing einen Ballen Kattun und mehrere Scheffel Reis, und zwar war die Menge je nach dem höheren Alter verschieden bemessen. Diese Ausgabe, die auf Kosten des Staatsschatzes ging, erforderte eine ungeheure Summe. Denn allein in der einen Provinz Schantung kamen laut der vom Gouverneur eingereichten Liste in Betracht nicht weniger als achtundneunzigtausendzweihundertzweiundzwanzig Frauen über siebenzig Jahre, vierzigtausendachthundertunddreiundneunzig Frauen über achtzig Jahre und dreitausendvierhundertdreiundfünfzig Frauen über neunzig Jahre.

„Ungewöhnliche Regenmassen sind in diesem Sommer niedergegangen. Die Provinzen Petschili, Schantung und Honan sind von Überschwemmungen heimgesucht. Das Leid meines Volkes bedrückt mich aufs schwerste und beschäftigt mich Tag und Nacht. Ich finde keinen Schlaf darüber. Die kleinen Gewerbetreibenden haben ihr Kapital eingebüßt, andere sehen ihre Häuser durch die Überschwemmung zerstört und sind obdachlos. Der Herbst naht und wird keine Ernte bringen, da die Aussaat durch die Überschwemmung vernichtet ist. Dieser Gedanke verdoppelt meinen Schmerz. Schnellste Hilfe tut not.

Ich befehle euch Ministern, ernennet Kommissare, treu, wachsam, voll Verständnis für meine Bestrebungen und gewillt, das Gemeinwohl ihrem Sondervorteil vorzuziehen. Schickt sie in den drei Provinzen umher, um überall meine Teilnahme auswirken zu lassen. Laßt sie die entlegensten und dunkelsten Wohnstätten aufsuchen

und nach den Ärmsten forschen, damit niemand meiner Unterstützung entgehe. Ich weiß wohl, daß bei solchen Verteilungen häufig Unregelmäßigkeiten unterlaufen, aber ich werde darüber wachen, und ich befehle euch: Seid gleichfalls wachsam. Insbesondere richte ich meine Mahnung an die Provinzgouverneure. Schwere Strafen werden die Schuldigen treffen, ich befehle, mich genau über etwaige Verstöße zu unterrichten. Betrachtet diese Unglücklichen als eure Kinder und Großneffen. Seid gerecht und wachsam bei der Verteilung meiner Wohltaten. Verfahrt so, als ob es sich um euer eigenes Vermögen handelte.“

Kaiser Yung Tschong 1725 in einem Erlaß an die Ministerien.

LANDWIRTSCHAFT

Die Erde ist die Ernährerin der Menschen, ihre Bodenerzeugnisse bilden den Hauptreichtum des Staats. Von allen Berufsständen gebührt der Landwirtschaft die meiste Hochachtung, denn sie erhält die übrige Bevölkerung. Um die Achtung, die ich ihr zolle, kundzutun, will ich in Person, wie es die alte Sitte unserer früheren Herrscher heischt, die heilige Zeremonie des Pflügens und Säens verrichten. Das Korn, das mein Stück Acker tragen wird, ist zum Himmelsopfer bestimmt. Ich befreie in diesem Jahre die ackerbauende Bevölkerung von der Hälfte der Steuern, damit sie Ackergerät und Saatgut beschaffe.“

Aus einem Frühlingsedikt des Kaisers Han Wön Ti (179–157).

„Unter der Regierung des Kaisers Yao verheerte eine ungeheure Überschwemmung neun Jahre lang das Land, zur Zeit des Kaisers Tschong Tang raubte sieben Jahre hindurch eine schreckliche Dürre jede Hoffnung auf Ernte. Und doch zeitigten damals Hunger und Elend keine merkliche Verwüstung, weil diese alten Herrscher in weiser Voraussicht die Scheuern gefüllt hatten und in Zeiten der Not das Volk daraus ernähren konnten.

Heute ist das Reich nicht kleiner, die Bevölkerung nicht geringer; wenn es gleichwohl an Lebensmitteln gebricht, so liegt das nur an mangelnder Vorsorge für knappe Zeiten. Selbst Brachland sieht man heute in großer Menge, obwohl es an Armen und Händen, es zu bestellen, nicht fehlt und der Erdboden noch genau so

ertragreich ist wie früher. Dieses Übel kommt daher, daß der Bauer und der Kaufmann nicht ihre Pflicht getan haben, jener, weil er die restlose Bebauung unterließ, dieser, weil er nicht für den nötigen Umlauf des Getreides sorgte. So geschieht es, daß zur Zeit der Knappheit das Volk nicht weiß, wovon es leben soll, und der Sohn den alten Vater nicht ernähren kann, mag seine kindliche Fürsorge noch so groß sein.

Von Gold und Diamanten kann der Mensch nicht leben. Diese Reichtümer haben nur so lange Wert, als man gegen sie Lebensmittel und andere unentbehrliche Dinge eintauschen kann. Die Grundlage der Existenz ist das Brot. Sich gegen Ernteausschlag zu decken, ist eine so naheliegende Aufgabe, daß man sich wundert, wenn nicht jeder einzelne Mensch sein Stück Acker bestellt. Euer Majestät müssen das Volk durch Prämien zum Ackerbau antreiben, damit kein Stück Land brach bleibt, und Faulheit in der Bestellung mit Strafen bedrohen. Damit das überflüssige Getreide in die Striche gelange, die Mangel leiden, muß den Betreffenden, die diesen Ausgleich bewerkstelligen, der Mandarinrang in Aussicht gestellt werden, denn das Volk freut sich über Ehren und Auszeichnungen. Auf diese Weise wird in keinem Landesteil Knappheit herrschen.“

Eingabe des Ministers Tsao Tso an den Thron vom Jahre 170 v. Chr.

Während der Regierung des Mongolenkaisers Timur Chan (1294–1307) trafen Kaufleute aus dem Westen am Hofe ein, um dem Thron mehrere wertvolle Perlen

für den Preis von sechshunderttausend Pfund Silber zu verkaufen. Die mit der Prüfung der Angelegenheit be-
trauten Mandarine fanden den Preis angemessen, weil
es sich um besonders schöne Exemplare der großen und
seltenen Yahuta-Perle handelte. Der Kaiser wollte wissen,
worin der besondere Wert dieser Perlenart bestehe. Man
belehrte ihn, daß sie, in den Mund genommen, kein
Hungergefühl aufkommen lasse und außerdem die Kraft
besäße, im Dunkeln zu leuchten. Der Kaiser bemerkte
darauf: „Wenn sie diese Kraft besitzen, sind sie aller-
dings wert, einem Herrscher zu gehören. Indes sind sie
in meinen Augen ohne Wert, da nur der einzelne Be-
sitzer Vorteil davon hat. Die Perlen, die ich hochschätze,
sind reiche Ernteerträge, die das Volk wohlhabend
und zufrieden machen und den Staat vor Revolution
bewahren.“ Und der Ankauf unterblieb.

Die Fürsorge für die Landarbeiter, deren Tätigkeit
die anderen Bevölkerungsklassen ihren Lebensunterhalt
verdanken, war seit jeher eine wichtige Aufgabe der
Regierung, die ihnen stets einen besonderen Schutz an-
gedeihen ließ, um sie zu ihrem harten Werke zu ermun-
tern. Kaiser Yung Tschong, der in dieser Hinsicht seinen
Vorgängern nacheifern wollte, führte besondere Ehren-
titel für Landarbeiter ein, um ihren Ehrgeiz anzustacheln.
Die Ortsmandarine hatten Anweisung, alljährlich unter
der Landarbeiterschaft ihres Bezirks denjenigen namhaft
zu machen, der sich am meisten durch Eifer für den
Ackerbau, durch Unbescholtenheit des Rufs, durch sein
Bestreben, Harmonie in der Familie und Eintracht mit

den Nachbarn zu halten, ferner durch Sparsamkeit und
Abkehr von allem Luxus hervortäte. Dieses Vorbild
eines weisen und fleißigen Arbeiters sollte den Rang
eines Mandarinen achter Klasse erhalten und vom Hof
ein entsprechendes Patent empfangen mit dem Recht, das
Mandarinengewand zu tragen, den Ortsmandarin zu be-
suchen, sich in seiner Gegenwart zu setzen und mit ihm
Tee zu trinken. Außerdem sollte er bei seinem Tode ein
Standesbegräbnis empfangen und sein Ehrenname in
der öffentlichen Ahnenhalle des Bezirks aufbewahrt
werden.

HEIMAT

Im letzten Jahre seiner Regierung betrat Liu Pang, der erste Han-Kaiser (3. Jahrh. v. Chr.), auf dem Rückmarsche von einem Feldzuge zum ersten Male wieder nach langen Jahren den Boden seiner Heimat in Peh in der Provinz Kiangnan, dem Ausgangspunkt seines glänzenden Aufstieges. Während er sich dort verweilte, lud er alle seine alten Freunde und Bekannten aus der ganzen Gegend, alte und junge Leute, zu einem großen Festmahl ein. Als die frohe Stimmung beim Gelage ihren Höhepunkt erreichte, griff der Kaiser zu einer Laute und sang voll tiefer Bewegung folgende Ode:

„O Freunde, wie wohl tut nach langem Fernsein das Wiedersehn
der Heimat!

Nein, nicht Ruhm, nicht Größe, nicht Kaiser- noch Königsrang,
Keine Herrlichkeit der Welt kann in des Edlen Seele die Liebe
zur Heimat auslöschen.

Heilig ist der Boden, der uns zuerst genährt, und heilig sein Recht
auf unsern Dank!

Teure Heimat, Wiege meines Glücks, besitze mich auch nach dem
Tode wieder!

Mein Grab sei Zeuge meiner Treue!“

Und er befahl, daß fortan sein Heimatskreis von Steuern und Abgaben befreit sein solle.

GLÜCK

Kaiser Yung Tschong sandte einem Mandarin einen Neujahrswunsch in Gestalt des einen Schriftzeichens Fu „Glück“, das er eigenhändig gemalt hatte. Ein derartiges Schriftstück von der Hand des Kaisers zu empfangen, gilt als hohe Ehre, und man pflegt so ein Blatt ehrfürchtig im Familienschatz zu verwahren. Der betreffende Mandarin sagte in seiner Dankadresse:

„Ich war geboren, um in Niedrigkeit zu leben, aber Euere Majestät haben mich glücklich gemacht.“

Darauf entgegnete ihm Yung Tschong:

„Glück wird immer dem Guten zuteil. Kein Mensch ist von vornherein zu einem unglücklichen Dasein geboren. Unter den Reichen und Hochgestellten sieht man oft Unglückliche, während man unter den Geringsten und Ärmsten vielfach Glückliche trifft. Das größte Unglück für die mit ihrem Los Unzufriedenen besteht darin, daß sie nicht die Ursache ihres vermeintlichen Unglücks erkennen. Denn Glück oder Unglück nach hoher Stellung, nach Niedrigkeit und Armut einzuschätzen, heißt das Wesen des Glücks verkennen, das nicht der Kaiser gewähren kann, sondern das vom Menschen selber abhängt. Wenn ich meinen Mandarinen das Schriftzeichen sende, das Glück bedeutet, so will ich, daß sie bei seinem Anblicke in sich gehen, ihre Pflicht tun und durch weise Führung daran arbeiten, sich das innere Glück selbst zu verschaffen. Wenn ihr annehmt, daß ich es in der Hand habe, einen Menschen glücklich zu machen, so ist das ein Irrtum.“

HARMONIE MIT DEM UNENDLICHEN

Zwischen dem Himmel und den Menschen besteht „eine gewisse Beziehung, die, je nachdem, Lohn oder Strafe auswirkt. Naturkatastrophen, die die Felder verheeren, kommen entweder daher, daß der Herrscher persönlich vom Tao (dem richtigen Weg) abgewichen ist. Dann will ihn der Himmel durch Leid veranlassen, sich auf seine Herrscherpflicht zu besinnen. Oder der Anlaß liegt auf seiten der Regierung, welche die Grundsätze der Gerechtigkeit verletzt und das Gemeinwohl preisgibt, oder auf seiten der Beamtschaft, die es unterläßt, die Bevölkerung durch ihr eigenes Beispiel und durch Belehrung auf dem rechten Weg (Tao) zu halten, so daß man Gesetz und Moral verachtet und in schrankenloser Unordnung lebt. Das Herz des Menschen ist verderbt, die Einheit, die zwischen ihm und dem Himmel bestehen soll, unterbrochen, darum hebt der Himmel die segenspendende Wirkung seines gnädigen Wohlwollens für den Menschen zeitweilig auf und überschüttet ihn mit Mißgeschick.

Überzeugt von der Wahrheit dieser erhabenen Lehre, pflege ich, wenn ich von Heimsuchung einer Provinz durch Naturkatastrophen höre, alsbald bei mir Einkehr zu halten, meine persönliche Führung zu prüfen und etwaige Mißstände, die sich am Hofe eingeschlichen haben, abzustellen. Vom Morgen bis zum Abend verharre ich in Demut und Furcht vor dem gereizten Himmel, um ihn zu rühren und seinen Zorn zu besänftigen.

Was hat es dagegen für Zweck, wenn ihr gute und böse Geister anruft? Sich auf diese Gebete und Beschwörungen zu verlassen, um Unheil von euch abzuwenden, indes ihr weiterhin euere Pflichten verletzt, das heißt, aus einem Bach schöpfen zu wollen, nachdem man seine Quelle verstopft hat, das Nebensächliche tun und die Hauptsache vergessen.

Von Natur ist der Himmel geneigt, uns zu erhalten und mit seinen Segnungen zu überhäufen. Der Mensch selbst hat sich sein Unglück zuzuschreiben. Von Katastrophen heimgesucht, pflegt das gewöhnliche Volk, unwissend und unfähig zum Nachdenken, wie es ist, leider meist sich seinem Schmerz und der Verzweiflung hinzugeben, anstatt bei sich selbst Einkehr zu halten und sich zu innerer Wandlung zu entschließen. So häuft es Fehler auf Fehler, Verbrechen auf Verbrechen und steigert sein Unglück zum Höhepunkt, vernichtet die Harmonie mit dem Himmel gänzlich und zwingt ihn zu schwerer Züchtigung.“

Kaiser Yung Tschong 1735 in einem Erlaß an die Gouverneure.



R I C H A R D W I L H E L M
C H I N E S I S C H E
L E B E N S W E I S H E I T

Richard Wilhelm ist bisher der einzige Vermittler zwischen deutscher und chinesischer Kultur gewesen. Er lebte bis zum Ende des Weltkrieges etwa 20 Jahre lang in China und ist heute wohl der einzige Deutsche, dem die Chinesen Vertrauen entgegenbringen. Die Schule der Weisheit in Darmstadt steht mit Richard Wilhelm und seinen Bestrebungen in ständiger Fühlung, und Richard Wilhelm wird in Peking eine ähnliche Einrichtung schaffen, wie die Schule der Weisheit. — Nach einem Ausspruch des Grafen Hermann Keyserling hat Richard Wilhelm Chinas Geist am tiefsten erfaßt und für ihn einen entsprechenden deutschen Ausdruck gefunden. Wer Chinas Gedanken verstehen will, muß sie umdenken, und das hat Richard Wilhelm mit feinem Verständnis getan.

*

AUSSTATTUNG VON EMIL PREETORIUS

NAHERES

IN REICHL'S VERLAGSBERICHT

OTTO REICHL VERLAG · DARMSTADT

1914

1914

R

